

Dreikönigstreffen 2016

Revolutioniert die Digitalisierung
das Handwerk?

Aufstieg durch Bildung und Arbeit –
das Handwerk als Ort der Integration

Schriftenreihe:
Dialog Handwerk 1/2016

Herausgeber:
Nordrhein-Westfälischer Handwerkstag

Verantwortlich:
Josef Zipfel

Stenografische Protokollierung und Rednerkorrekturen:
Michael Roeßgen

Bilder:
Wilfried Meyer

Gestaltung:
Jessica Handke

Revolutioniert die Digitalisierung das Handwerk?

Aufstieg durch Bildung und Arbeit – das Handwerk als Ort der Integration

Dreikönigstreffen 2016 des nordrhein-westfälischen Handwerks

Dokumentation des Dreikönigsforums mit

Andreas Ehlert
Ralph Bombis MdL (FDP)
Dr. Oliver Grün
Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser
Rüdiger Otto
Holger Steltzner, Moderator
Hans-Joachim Hering

und des Dreikönigsessens mit

Andreas Ehlert
Hans-Bernd Wolberg
Armin Laschet MdL, Staatsminister a. D.,
Vorsitzender der CDU-Fraktion im Landtag Nordrhein-Westfalen

in der WGZ BANK AG
Westdeutsche Genossenschafts-Zentralbank
Ludwig-Erhard-Allee 20, Düsseldorf
am Donnerstag, 14. Januar 2016

Dialog Handwerk 1/2016

Inhalt

- 3 Zum Geleit**

Dreikönigsforum

- 4 Begrüßung**

Andreas Ehlert
Präsident des Nordrhein-Westfälischen Handwerkstags

- 8 Podiumsdiskussion**

Ralph Bombis MdL (FDP)
Vorsitzender der Enquete-Kommission VI des Landtags NRW

Dr. Oliver Grün
Präsident des Bundesverbandes IT-Mittelstand e. V. und
Inhaber der Grün Software AG

Professor Dr. Friedrich Hubert Esser
Präsident des Bundesinstituts für Berufsbildung

Rüdiger Otto
Präsident der Baugewerblichen Verbände Nordrhein und
Vizepräsident der Handwerkskammer zu Köln

Holger Steltzner, Moderation
Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)

- 27 Aussprache**

- 32 Schlusswort**

Hans-Joachim Hering
Vizepräsident des Nordrhein-Westfälischen Handwerkstags

Dreikönigsessen

- 35 Begrüßung und Einführung**

Andreas Ehlert
Präsident des Nordrhein-Westfälischen Handwerkstags

- 39 Grußwort**

Hans-Bernd Wolberg
Vorstandsvorsitzender der WGZ BANK AG

- 42 Festansprache „Aufstieg durch Bildung und Arbeit –
das Handwerk als Ort der Integration“**

Armin Laschet MdL
Staatsminister a. D., Vorsitzender der CDU-Fraktion
im Landtag Nordrhein-Westfalen

- 53 Bisherige Veröffentlichungen**

Zum Geleit

Unser hier dokumentiertes Dreikönigsforum 2016 hat drei Kernbereiche der Digitalisierung klar herausgearbeitet.

Erstens bedeutet Digitalisierung nicht etwa nur Dokumentenarchivierung und Ähnliches sondern einen grundlegenden Paradigmenwechsel des Wirtschaftens, der alle Geschäftsmodelle betreffen kann. Der Grund besteht in der sowohl im Hinblick auf die Menge, als auch im Hinblick auf die Geschwindigkeit explosionsartigen Vermehrung von Daten, auf die jederzeit und an jedem Ort zurück gegriffen werden kann. In der „Plattform-Ökonomie“ wird Wertschöpfung von den Orten, an denen sie heute noch stattfindet, zunehmend an die Betreiber von Plattformen verlagert.

Zweitens: „Handwerk als Ausrüster der Digitalisierung“ (Ralph Bombis) steht der Digitalisierung offen gegenüber und wird und muss sich ihr öffnen, wo das noch nicht der Fall sein sollte. Wir sind der Meinung, dass die Digitalisierung der deutschen Wirtschaft nur dann in die notwendige Breite und Tiefe gehen kann, wenn das Handwerk, das breite berufliche Qualifikationen vermittelt, eine aktive Rolle spielt.

Drittens: Das A und O für eine gelingende Digitalisierung ist Bildung. Wir brauchen für die Schulen „Bildungsstandards für die Schlüsselqualifikation Informationelles Wissen“ (Rüdiger Otto). In der beruflichen Bildung müssen wir „die Orte ändern, die repräsentativ solche Entwicklungen treiben, für sie begeistern und motivieren, sie anschaulich machen“ (Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser). Damit ist auch das wohl zentrale gemeinsame Handlungsfeld von wirtschaftsfördernder Politik und Handwerk für die nächsten Jahre umrissen.

Düsseldorf, im Juli 2016

Nordrhein-Westfälischer Handwerkstag

Andreas Ehlert
Präsident

Dipl.-Volksw. Josef Zipfel
Hauptgeschäftsführer

Dreikönigsforum

Begrüßung

**Andreas Ehlert,
Präsident des Nordrhein-Westfälischen
Handwerkstags**

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Liebe Kolleginnen und Kollegen! Es ist eine wunderbare Tradition, dass das nordrhein-westfälische Handwerk gemeinsam mit ganz vielen Freunden alljährlich zum Dreikönigsforum hier in Düsseldorf in der WGZ Bank zusammenkommt und dass wir uns gerade hier immer auf die großen Themen des neuen Jahres einstimmen und versuchen, uns ein wenig zu ordnen und zu orten.

Ich sehe in sehr viele bekannte Gesichter von Freunden und Begleitern des nordrhein-westfälischen Handwerks. Ich sehe auch in viele erwartungsvolle Gesichter.

Ich heiße Sie zunächst einmal alle sehr herzlich willkommen als Freunde und Gäste des nordrhein-westfälischen Handwerks. Ich wünsche Ihnen für das neue, noch ganz junge Jahr alles Gute!

Ich möchte an dieser Stelle nur einige wenige Personen hervorheben. Stellvertretend für meine vielen Präsidentenkollegen aus Kammern und Fachverbänden begrüße ich den Ehrenpräsidenten des Zentralverbandes des Deutschen Handwerks, Dieter Philipp, darüber hinaus auch noch Präsident der Handwerkskammer Aachen. Herzlich willkommen beim nordrhein-westfälischen Handwerk!

(Beifall)

Wie selbstverständlich darf ich zur Familie des Handwerks den Aufsichtsratsvorsitzenden und den Vorstandsvorsitzenden der SIGNAL IDUNA rechnen. Ganz herzlich willkommen, Reinhold Schulte und Ulrich Leitermann! Ich freue mich, dass Sie da sind.

(Beifall)

Jetzt sehen Sie die zweite Reihe noch ziemlich leer. Gerade ist Rainer Spiecker hereingekommen, Landtagsabgeordneter der CDU. Der Landtag ist heute laut Anmeldung in besonderer Stärke hier vertreten. Aber der Landtag hat heute

Morgen – das werden Sie alle mitbekommen haben – in Anbetracht der derzeitigen Unruhen um die Zuwanderung vieler Menschen und um die Ereignisse auf der Domplatte in Köln eine Sondersitzung durchgeführt. Wir gehen davon aus, dass der eine oder andere später noch erscheinen wird. Spätestens heute Abend, nachdem der Arbeitsteil vorbei ist, werden wir noch den einen oder anderen Landtagsabgeordneten hier begrüßen dürfen.

Ich freue mich ganz besonders, dass ich erstmals beim nordrhein-westfälischen Handwerk die neue Regierungspräsidentin der Bezirksregierung Arnsberg, Frau Diana Ewert, begrüßen darf. Seien auch Sie herzlich willkommen!

(Beifall)

Friedrich Conzen, der Bürgermeister unserer Landeshauptstadt, ist ein großer Freund des Handwerks. Das trifft nicht nur auf ihn zu, sondern auch auf Hans-Jürgen Petrauschke, unseren Landrat. Herzlich willkommen, lieber Herr Petrauschke!

(Beifall)

Einen ganz besonderen Gruß und Dank möchte ich natürlich auch in diesem Jahr an die Repräsentanten der WGZ-Bank und der Genossenschaftsbanken aus dem Rheinland und aus Westfalen richten, an ihrer Spitze der Aufsichtsratsvorsitzende Werner Böhnke und der Vorstandsvorsitzende Hans-Bernd Wolberg. Herr Böhnke sitzt schon im Saal. Ihnen zunächst schon einmal ein herzliches Willkommen! Herr Wolberg hat mir eben gesagt, er werde ganz bestimmt zu unserem Zusammensein nachher kommen, aber im Moment befände man sich gerade inmitten von Fusionsverhandlungen. Dabei seien eine ganze Reihe von Gesprächen zu führen, bei denen seine Beteiligung zwingend notwendig sei.

Herr Böhnke, es ist bei Weitem nicht selbstverständlich, dass wir nun schon seit bald drei Jahrzehnten in den Räumen der WGZ Bank zu Gast sein dürfen. Für diese Gastfreundschaft darf ich Ihnen im Namen des gesamten nordrhein-westfälischen Handwerks recht herzlich „Danke“ sagen!

(Beifall)



Das Jahr 2016 wird für die WGZ ein ganz wichtiges Jahr werden. Schon bald soll die Fusion der WGZ Bank mit der DZ Bank vollzogen werden. Damit werden die genossenschaftlichen Banken noch enger zusammenrücken. Eine solche Fusion ist mit Sicherheit ein gewaltiger Kraftakt. Ich wünsche Ihnen, dass dieser Prozess erfolgreich verläuft.

Lassen Sie mich an dieser Stelle einen Wunsch äußern: Ich würde mich sehr freuen, wenn dieser gute Geist, der in Düsseldorf bei der WGZ Bank herrscht, auch die gemeinsame Bank prägen würde. Nehmen Sie das bitte mit in die Gespräche. Herzlichen Dank!

Für uns im Handwerk sind die genossenschaftlichen Banken ein unverzichtbarer Partner; denn sie sind stark in den Regionen verwurzelt und haben von jeher die Anliegen mittelständischer Unternehmen verstanden. Wir haben gemeinsam ein großes Interesse daran, dass wir in Deutschland eine so vielfältige und robuste Bankenstruktur besitzen. Das ist in Deutschland ein echter Standortvorteil. Die Genossenschaftsbanken tragen ganz wesentlich dazu bei. In diesem Sinne

nochmals alles Gute für den gemeinsamen Weg, den Sie mit der DZ Bank beschreiten werden.

Zu den großen Themen im Jahr 2016 – auch für das nordrhein-westfälische Handwerk – gehört die Digitalisierung. Was sich in diesem Bereich derzeit Revolutionäres tut, wird oft mit den plakativen Begriffen „Industrie 4.0“ oder „Internet der Dinge“ umschrieben.

Ich bin über diese Begrifflichkeiten gar nicht glücklich, weil sie eben stark verkürzen, was derzeit in Wirtschaft und Gesellschaft passiert. Nicht nur die Industrie mit ihren Produktionsprozessen, sondern auch das gesamte Handwerk wird von dieser Entwicklung erfasst. Letzten Endes verändert die digitale Revolution die Werte, die Verhaltensweisen und die Lebensformen in unserer Gesellschaft. Letztendlich geht es dabei um sehr viel mehr als um digitalisierte Produktionsprozesse, um 3D-Drucker oder um Online-marketing. Vieles klingt heute noch nach utopischer Zukunftsmusik, aber vieles auch hat das Handwerk schon längst erreicht.

Das Handwerk ist von der Digitalisierung in seiner kompletten Bandbreite und über alle Gewerke hinweg betroffen. In der Bauwirtschaft erhöhen integrierte Informations- und Planungssysteme die Anforderungen an die Kooperationsfähigkeit der Unternehmen. In der Haus- und Gebäudetechnik gewinnen komplexe Systeme an Bedeutung, die über die Grenzen der einzelnen Gewerke hinausgehen und übergreifende Planungs- und Beratungskompetenzen verlangen. Im Kfz-Gewerbe verändern digitalisierte Diagnoseinstrumente oder der Onlinehandel die Wettbewerbssituation unserer Betriebe. Die Gesundheitshandwerke haben mit ihren individuellen Produktionsprozessen auf der einen Seite ein ganz besonderes Innovationspotenzial, aber auf der anderen Seite auch mit ständig schärfer werdender Konkurrenz und mit politisch bedingten Innovationshemmnissen zu kämpfen. Und für die Handwerke für den privaten Bedarf eröffnen sich neue Möglichkeiten zur Einbindung der Kunden in die Planung von Produkten.

Die Digitalisierung wird das Handwerk zweifellos an ganz vielen Stellen massiv fordern. Wir werden alles daransetzen müssen, dass wir am Ende von der Digitalisierung profitieren. Das Handwerk kann die Digitalisierung mitgestalten.

Das Handwerk selbst kann ein starker Akteur in den Innovationsprozessen sein – als Ausrüster für Digitalisierungs- und Netzwerktechnik genauso wie als Experte für individuelle, maßgeschneiderte Produkte und als kompetenter Berater und Planer bei komplexen Lösungen.

Das Handwerk ist in vielen Situationen der Transmissionsriemen, der Innovationen aus der Forschung an den Kunden und an den Verbraucher vermittelt und letztendlich erst in die Breite trägt. In vielen Fällen weiß das Handwerk einfach viel besser als die Forschung, welche Innovationen tatsächlich nachgefragt werden und unter welchen ökonomischen Rahmenbedingungen sie überhaupt am Markt erfolgreich platziert werden können.

Wir im Handwerk haben dafür einen Grundsatz. Das ist unser Bekenntnis zur Qualität und zur Qualifikation. Das ist unser Markenkern. Das ist auch der Schlüssel für ein zukunftsfähiges Handwerk im digitalen Zeitalter. Dabei geht es um technisches Wissen, dabei geht es um die Kooperationsfähigkeit von Unternehmen, um vernetztes Denken, und es geht um die Fähigkeit, Kunden zu erreichen und letzten Endes auch Kunden zu überzeugen.

Deshalb müssen wir die Qualifikation unserer Auszubildenden und unserer Beschäftigten stärken. Wir müssen unsere Betriebe auf neue Geschäftsmodelle und Kooperationen ausrichten. Nicht zuletzt müssen wir als Handwerksorganisationen unsere Beratungs- und unsere Bildungsangebote weiterentwickeln.

Das alles ist kein Selbstläufer. Das erfordert gewaltige Anstrengungen und vor allem sehr viel Kreativität. Ich bin aber nach den Erfahrungen der vergangenen Monate optimistisch. Wir wollen im Handwerk diese Herausforderung annehmen, weil wir stolz auf unsere Qualifikationskultur sind. Sie ist nicht statisch. Sie ist lebendig. Sie ist selbst sehr lernfähig, sehr dynamisch. Wenn man sich in der beruflichen Bildung umschaute, dann sieht man, dass sich da derzeit an ganz vielen Stellen sehr viel tut.

Das Handwerk hat schon sehr viele technische Innovationen erlebt und mitgestaltet. Es hat sich daraus immer wieder erneuert und weiterentwickelt. Wir haben im Handwerk viel Erfahrung

mit Veränderungen gemacht. Wir sollten alle zusammen ganz viel Selbstbewusstsein haben, um die Herausforderung der Digitalisierung anzunehmen.

Am Ende liegt es an uns selbst, ob die Digitalisierung zu einer Erfolgsstory für das Handwerk wird oder nicht. Genau daran wollen wir heute Nachmittag arbeiten.

Mit unserem heutigen Thema wollen wir den Fokus ein Stück weit auch auf die Arbeit der Enquete-Kommission richten, die der Landtag für Zukunft von Handwerk und Mittelstand eingesetzt hat. Ich selbst darf als Sachverständiger in dieser Kommission mitarbeiten. Ich sage auch an dieser Stelle ganz herzlich „Danke“ dafür, dass der Landtag die Kommission in so großer Einmütigkeit eingesetzt hat. Die Enquete-Kommission zu dem Thema „Handwerk und Mittelstand“ hat sich inzwischen als ein Forum etabliert, das die Chancen und Herausforderungen für das Handwerk in der gesamten Bandbreite diskutiert. Ich setze darauf, dass am Ende sehr viele Denkanstöße produziert werden, die nicht nur der Landespolitik selber, sondern letztendlich auch dem Handwerk im besten Sinne des Wortes zu denken geben.

An dieser Stelle darf ich auch sagen, dass ich das hervorragende Arbeitsklima in dieser Kommission sehr zu schätzen weiß. Ich habe gehört, dass es andere Kommissionen und andere Ausschüsse im Landtag geben soll, in denen es nicht immer so harmonisch zugeht. Einige der Kommissionsmitglieder sind schon hier, einige werden hoffentlich noch kommen. Ich sehe den eben schon erwähnten Rainer Spiecker von der CDU, ich sehe hier die wissenschaftlichen Mitarbeiter Dr. Jahns, Frau Müller, Prof. Hennecke. Alle arbeiten daran mit, dass wir am Ende einen entsprechenden Erfolg haben werden. Ich danke allen für die sehr gute sachliche, zielorientierte Zusammenarbeit.

Dieser Dank gilt natürlich ganz besonders dem Vorsitzenden der Enquete-Kommission. Das ist Ralph Bombis von der FDP, die auch die hervorragende Idee hatte, den entsprechenden Impuls zu setzen, dass eine solche Enquete-Kommission ins Leben gerufen wird. Lieber Herr Bombis, herzlich willkommen beim nordrhein-westfäli-

schen Handwerk! Ich freue mich, dass Sie heute hier auf dem Podium mitwirken.

(Beifall)

Damit wäre ich dann schon beim Podium. Ich möchte die weiteren Mitwirkenden begrüßen. Nach dem Alphabet ist Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser, der Präsident des Bundesinstituts für Berufsbildung, derjenige, den ich als nächsten begrüßen möchte. Lieber Herr Esser, ich denke, ich muss Sie in diesem Kreis nicht näher vorstellen. Herzlich willkommen in Düsseldorf!

(Beifall)

Ich freue mich ganz besonders, dass wir heute Herrn Dr. Oliver Grün mit auf dem Podium haben. Dr. Grün ist Inhaber des Softwareunternehmens Grün AG aus Aachen, und als Präsident des Bundesverbandes IT-Mittelstand kann er uns heute die Augen dafür öffnen, was um das Handwerk herum in Sachen „Digitalisierung“ alles läuft. Wir hatten ja das wunderbare Glück, auf dem Handwerkerkongress der FDP einmal gemeinsam diskutieren zu dürfen. Das war spannend, und ich habe das in sehr guter Erinnerung. Deswegen freue ich mich sehr, dass Sie heute hier sind. Herzlich willkommen!

(Beifall)

Heißen Sie mit mir auch ganz herzlich meinen Kollegen Rüdiger Otto willkommen. Er ist nicht nur Vizepräsident der mächtigen Handwerkskammer zu Köln, sondern auch der Präsident der Baugewerblichen Verbände – die sitzen allerdings in Düsseldorf – und sogar der Vizepräsident des Zentralverbandes des Deutschen Baugewerbes. Er ist also ein absoluter Hochkaräter. Ich glaube, in der Einladung ist das nicht ganz so deutlich geworden, es hat da ein bisschen Durcheinander gegeben. Ich weiß aber, dass Herr Otto

mir das nachsieht. Herzlich willkommen, lieber Herr Otto, auf dem Podium in Düsseldorf!

(Beifall)

Die Moderation liegt auch in diesem Jahr in den bewährten Händen von Holger Steltzner, einem der Herausgeber der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Ich bin sehr froh, dass Herr Steltzner die Moderation erneut übernommen hat.

Herr Steltzner, wer Ihre Kommentare und Artikel in der „FAZ“ verfolgt, der weiß, dass Sie über einen ausgeprägten „ordnungspolitischen Kompass“ verfügen. Das tut uns als Handwerk und Mittelstand sehr gut. Wir lesen Ihre Artikel ausgesprochen gerne. Sie wissen, dass Sie uns in vielen Bereichen aus dem Herzen sprechen.

Jetzt darf ich, was die Veranstaltung und die digitale Revolution betrifft, noch ein ganz kleines Geheimnis verraten. Herr Steltzner hat nämlich schon eine kleine digitale Revolution kostenfrei vorbereitet. Wer diese Diskussionsrunde durchsteht, dann unseren Empfang, den Besuch der Sternsinger, und wer gemeinsam mit uns isst und trinkt, der darf dann, wenn er spät abends nach Hause geht, erstmals einen Gutschein für das E-Paper der „FAZ“ mit nach Hause nehmen. Das sind Scheckkarten. Darauf stehen ganz wichtige Zahlen, und es wird genau erklärt, wie Sie sich die Ausgabe für den morgigen oder einen anderen Tag herunterladen können. Wir läuten also, lieber Herr Böhnke, in der WGZ Bank das „Dreikönigsforum 4.0“ ein. Ihnen, Herr Steltzner, dafür herzlichen Dank. Jetzt überlasse ich Ihnen vertrauensvoll das Mikrofon. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Hand, eine spannende Diskussion und uns allen einen spannenden Nachmittag. – Vielen Dank, Sie haben das Wort.

(Beifall)

Podiumsdiskussion

**Moderator Holger Steltzner,
Mitherausgeber der „Frankfurter
Allgemeinen Zeitung“:**

Herzlichen Dank, lieber Herr Ehlert, für die charmante Einführung und das Plädoyer für die Chancen der Digitalisierung. Möge das Handwerk diese Chancen auch ergreifen.

Ihnen allen ein herzliches Willkommen, meine Damen und Herren, von uns hier oben!

Steigen wir ein: Ein Wesensmerkmal der digitalen Revolution ist ihre unfassbare Geschwindigkeit. Was geschieht, wenn in unserem Alltag Moore's Law Einzug erhält? Gordon Moore, einer der Mitbegründer des amerikanischen Chipherstellers Intel, hat vor vielen Jahren festgestellt, dass sich die Leistungsfähigkeit von Computern alle zwei Jahre verdoppelt. Das gilt bis heute immer noch und vielleicht auch für immer.

Was also passiert im Inneren unserer Köpfe, wenn dieser digitale Zugriff mit der Wucht einer Exponentialfunktion geschieht? Damit auch mathematische Laien wie ich verstehen, was eine Exponentialfunktion ist, erzählen amerikanische Techniker gerne die Legende von der Erfindung des Schachspiels. In Indien durfte einst der Erfinder des Schachspiels sich von seinem Fürsten eine Belohnung aussuchen. Scheinbar beschei-



den wünschte er sich, ein Reiskorn auf dem ersten Spielfeld und bat um die jeweils doppelte Menge auf dem nächsten Feld dieser 64 Felder. Wahrscheinlich spätestens beim Feld 32 dürfte der Erfinder für diesen Wunsch mit seinem Leben bezahlt haben, weil die komplette Reisernte fällig gewesen wäre und am Ende der Reisberg so hoch wie der Mount Everest. Das ist die Veränderung mit der Wucht einer Exponentialfunktion.

Dafür, Herr Esser, sind wir Menschen doch eigentlich gar nicht gemacht. Wir sind Meister der Evolution, aber doch nicht der Revolution, auch wenn heute der Titel heißt „Revolutioniert die Digitalisierung das Handwerk?“. Was also passiert durch die Digitalisierung mit dem Menschen?

**Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser,
Präsident des Bundesinstituts für
Berufsbildung (BIBB), Bonn:**

Herr Ehlert hat es eben an der Begrifflichkeit schon ein Stück weit deutlich gemacht. Er hat „Industrie 4.0“ von „Digitalisierung“ abgegrenzt. Das heißt, die Engführung, der Blick auf das, was in den Unternehmen passiert, ist die eine Geschichte. Die andere Geschichte ist mit dem Oberbegriff der „Digitalisierung“ zu umschreiben, meint also das, was wir in der Wirtschaft und in der Gesellschaft erleben: die Vernetzung und die elektronischen Hilfsmittel, die wir zunehmend zum Leben brauchen. „Smart Home“ ist beispielsweise ein schöner Begriff dafür, wie wir die Weiterentwicklung in unseren Lebensbereichen über digitale Strukturen erweitern, erneuern und verändern. Was im Handwerk und uns, die wir mit Berufsbildung zu tun haben, besonders interessiert, ist das, was in den Unternehmen passiert.

Ich stimme mit Ihnen darin überein, dass sich der Aspekt der Revolution auf Technik und auf Möglichkeiten bezieht, Stichwort „Speicherkapazität“. Das Moore'sche Gesetz umschreibt das sehr gut. Aber schauen wir einmal in die Wirtschaft: Wie verändern sich die Dinge dort? Gerade die Digitalisierung ist in den Produktionsstätten dadurch gekennzeichnet, dass sie ein evolutionärer Prozess ist. Wir können nicht behaupten, dass der Computer etwas Neues in den



Unternehmen ist. Vielmehr ändert sich das Unternehmen, ebenso dessen Umfeld. Auf die eine Technik folgt die nächste Technik. Das Besondere an diesem Thema besteht darin, dass wir sozusagen eine Schallmauer durchbrechen: Dank der Kapazität der Technologien dringen wir heute in andere Dimensionen von Kraft und Energie vor, die neue Möglichkeiten in der Produktivität, bei der Leistung in den Unternehmen, aber auch in den Lebensbereichen der Menschen eröffnen.

Das bedeutet für uns, dass sich die Arbeitswelt verändert, etwa das Facharbeiterprofil. Zudem verändert sich die Gesellschaft. Und auch, wenn ich im „Smart Home“ wohne, muss ich mich daran gewöhnen, dass ich von einem Tablet aus beispielsweise die Rollos, das Licht und anderes bediene.

Moderator Holger Steltzner:

Ich will versuchen, bevor wir dann in die Arbeitswelten einsteigen, dieses allgemeine Phänomen, was in unseren Köpfen passiert, zu diskutieren, wenn wir uns in der ständigen Kommunikation mit der Cloud befinden und jeder praktisch jederzeit über alles informiert ist.

Dazu ein Zitat:

Googles Mission ist, die Information der Welt zu organisieren, um sie jedermann zugänglich zu machen. In 20 Jahren werden wir das immer noch tun, aber es wird komplett anders aussehen, wie wir es tun.

Das sagte Hale Varian, der Chefökonom von Google, in unserer Sonntagszeitung. Und dann fügte er hinzu:

Der Googlegründer Larry Page hat immer gesagt: Das Problem mit Google ist, man muss immer eine Frage stellen. Die Antworten sollte es aber auch schon ohne Eingabe einer Frage geben. Wir haben das immer für einen Witz gehalten. Aber es stimmt.

Herr Bombis, wie wird dieser neue Umgang mit Informationen unsere Gesellschaft verändern? Werden künftig Wahlergebnisse sprunghafter, unberechenbarer ausfallen? Wird das Interessenspektrum der Menschen schmäler werden, oder werden sie sich einfach anders informieren, aber gleich gut informiert sein? Was wird mit der Wirtschaft passieren? Werden wir wirklich in so eine Art Share Economy eintreten, wie es manche prophezeien?

**Ralph Bombis MdL,
Abgeordneter der FDP im nordrhein-
westfälischen Landtag:**

Wenn ich diese Frage abschließend beantworten könnte...

Moderator Holger Steltzner:

... wären Sie Google.

Ralph Bombis:

..., dann wäre ich Google. Genau. Aber, ich denke, die Aufgabe, die auf uns zukommt, besteht vor allen Dingen darin, dass wir mit dieser ungeheuren Flut an Daten zurechtkommen, die gesammelt wird, die ausgewertet wird, die nutzbar gemacht wird, die Möglichkeit, teilweise Antworten zu geben, bevor Fragen gestellt werden. Das kennen wir im Kleinen alle, wenn wir unser Amazon-Konto oder so etwas aufmachen, wo einem plötzlich Interessen dargelegt werden, von denen man vielleicht noch gar nicht richtig wusste, dass man sie überhaupt hat. Ich ertappe mich gelegentlich dabei, dass ich denke, das ist ja mal ein interessanter Vorschlag.

Moderator Holger Steltzner:

Aber den Film könnte man sich anschauen.

Ralph Bombis:

Genau. Den Film könnte man sich anschauen, das Buch könnte man lesen.

Es wird entscheidend darauf ankommen – sowohl in gesellschaftlicher als auch in wirtschaftlicher Hinsicht –, sich damit auseinanderzusetzen, wie man einen solchen Umgang mit diesen Daten verantwortungsvoll managen und eben zum Besten der Menschen organisieren kann. Wir befinden uns ja mittendrin. Allein die Aussage, dass das heute schon so ist, zeigt, dass wir uns bereits mitten in diesem Prozess befinden, der aber stärkere Dynamik gewinnen wird. Es wird eine wesentliche Aufgabe sein, dass wir nicht nur die Chancen, die darin liegen, wahrzunehmen versuchen und die Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, diese Chancen wahrzunehmen, sondern dass wir auch die Ängste der Menschen, die damit auch unmittelbar in Verbindung stehen können und die nach meiner Einschätzung auch nicht zu unterschätzen sind und potenziell auch nicht weniger werden, ebenfalls ernst nehmen, um Antworten darauf zu geben und Rahmenbedingungen dafür zu setzen, wie wir damit umgehen können, damit diese an sich sehr positive Tatsache, dass es im Prinzip einen unbeschränkten Zugang aller Menschen zu allen Informati-



onen gibt, dann auch wirklich positiv gestaltet werden kann. Das ist die Frage der gesellschaftlichen Teilhabe. Das Ganze heruntergebrochen auf die Frage der wirtschaftlichen Seite beinhaltet eben auch, dass wir in einer sich immer schneller verändernden Welt die Strukturen und auch, um es politisch auszudrücken, die Rahmenbedingungen sicherstellen, damit die Akteure im Wirtschaftsleben – Arbeitgeber, aber eben auch Arbeitnehmer – in der Lage sind, auf immer neue Herausforderungen möglichst schnell, flexibel und zu ihrem persönlichen Besten und zum Besten der Betriebe zu reagieren.

Moderator Holger Steltzner:

Nehmen wir einmal ein Betriebsbeispiel aus der Praxis. Sie alle werden sich noch an Kodak erinnern. Das ist der alte Filmhersteller, als man noch analog fotografierte. Nachdem man den Film eingelegt hatte, machte man nur ganz wenige Fotos. Dann brachte man den Film zur Entwicklung. Das dauerte eine Woche. Meistens war ich vom Ergebnis nicht überzeugt. Auf dem Höhepunkt seiner Tätigkeit hatte dieser Konzern 150.000 Menschen beschäftigt.

Dann entwickelte sich die digitale Fotografie. Vor vier Jahren zahlte Facebook für ein gerade einmal zwei Jahre altes Unternehmen namens Instagram – das hatte zwölf Mitarbeiter, die eine App entwickelt hatten, um Fotos und Videos zu versenden – eine Milliarde Dollar. Kodak ist mittlerweile insolvent.

Forscher vom MIT haben bereits das zweite Maschinenzeitalter ausgerufen mit diesem wehmütig machenden Vergleich, dass es künftig zwei Gruppen von Beschäftigten gibt, eine, die den Computern sagen wird, was sie tun sollen, und dann die ungleich größere Gruppe derjenigen, die vom Computer gesagt bekommen, was sie tun sollen. Reich werden dabei wohl nur die Programmierer der Computer, wie man an dem Beispiel Instagram sieht, unermesslich reich in kürzester Zeit.

Herr Otto, was heißt das für eine Gesellschaft, wenn die Zahl der Arbeitsplätze so bedroht ist und die Angst, die Herr Bombis ja angesprochen hatte, vor der Zukunft so groß ist? Was bedeutet Digitalisierung eigentlich für meinen Arbeits-

platz, für meinen Beruf? Wie sehen Sie das? Was sagen die Beschäftigten bei Ihnen dazu?

**Rüdiger Otto,
Vizepräsident des Zentralverbands
Deutsches Baugewerbe:**

Ich glaube, dass da viele in Sorge sind, teilweise aber auch noch nicht genau vor Augen haben, was da auf sie zukommen wird. Ich spreche einmal aus der Praxis bei uns im Tiefbaubereich, aber auch im Hochbaubereich. Viele Fahrzeuge und Maschinen sind lasergesteuert. Die Fahrzeuge sind mit einer Blackbox ausgestattet. Man weiß genau, wo sie sind, wer wohin fährt. Wir können gewisse Qualitätssicherheiten darlegen. Da sind natürlich Menschen „wegrationalisiert“ worden. Es sind weniger Menschen. Das hat sich einfach daraus ergeben.

Bei der Rechnungsstellung läuft bei denen, mit denen wir im industriellen Bereich zusammenarbeiten, nichts mehr mit Papier. Das geht alles nur digital. Nachdem das Aufmaß erstellt worden ist, läuft das im Grunde genommen nur noch über den digitalen Weg bis das Geld auf das Konto fließt. Sie sehen da nicht mehr ein ausgedrucktes Schriftstück. Wir schicken Rechnungen in alle Länder – nach Spanien und Polen. Wir werden von dort auch bezahlt. Das ist also in der Richtung eine völlig andere Welt geworden.

Wir haben an der Stelle schon Sorge, wie wir unsere Mitarbeiter entsprechend immer mitnehmen können, weil in dieser Technik vieles so rasend schnell voranschreitet, dass wir nicht wissen, ob die Mitarbeiter das alles noch verkraften und ob sie das verarbeiten können. Das hängt nicht nur mit dem zusammen, was per Telefon abläuft. Sie wissen selber, mit welcher Art von Medien wir alles operieren. Ich habe selbst schon öfter gesagt: Mensch, käme doch mal wieder die Zeit zurück, dass die Bürosekretärin mir einen Zettel auf den Tisch legen und sagen würde, darauf stehen zehn Namen. Die darfst du jetzt anrufen. Von da aus arbeiten wir dann weiter.

Wir müssen heute wesentlich mehr machen. Wir arbeiten teilweise aus den Büros, aus den Autos, wir arbeiten auf den Baustellen. Es sind sehr viele Aufgaben, die wir in der Vielfalt mehr machen



als früher. Das wird auch nicht besser werden. Es wird eher noch mehr werden.

Sehen Sie, bei den Produkten sind wir auch nicht zufrieden, nur ein Produkt zu haben, sondern wir wollen auch gleich fünf vergleichbare Produkte haben. Das will nicht nur ich so haben, sondern das will auch der Kunde haben. Das heißt, er hat den Anspruch, auch gleich noch fragen zu können, was haben wir sonst noch, was ist vergleichbar und was hat denselben Qualitätsanspruch und ist eventuell noch preisgünstiger. Heute ist das keine Frage mehr, ob wir das Produkt irgendwo in Europa kaufen oder sonst wo besorgen. Der Transport ist meistens der kleinere Betrag, der dabei im Raum steht.

Also der Druck auf unsere Mitarbeiter und für die Inhaber wird zunehmen. Außerdem werden, um das klar zu sagen, auch Arbeitsplätze in einem gewissen Umfang wegrationalisiert. Also wir machen zwar mehr, haben aber weniger Arbeitskräfte. Wir leisten mehr, aber mit weniger Arbeitskräften. So sieht es aus.

Moderator Holger Steltzner:

Ist das etwas, was man vielleicht generell sagen könnte, Herr Grün, die Sorgen um die Arbeitsplätze, die zwar natürlich nicht so drastisch sind, wie ich es mit dem Kodak-Beispiel erwähnt habe, mit 150.000 zu zwölf? Vielleicht ist es so, wie Herr Otto das geschildert hat, dass es sich ändernde

Arbeitsabläufe, Verdichtungen gibt, technologische Prozesse, aber insgesamt doch weniger, wie es in der deutschen Kommunikationsindustrie einmal war, als man einmal 200.000 Arbeitsplätze hatte, jetzt nur noch 20.000. Wir kennen das auch aus den Medien. Andererseits sind viele neue Arbeitsplätze entstanden, ob als Webmaster oder was auch immer. Müssen wir uns eher Sorgen machen wegen dieser Entwicklung, oder dürfen wir auf die schöpferische Kraft des Marktes, des Entdeckungsverfahrens und der Innovationsfreude der Menschen vertrauen, dass neue, andere Arbeitsplätze geschaffen werden? Wir leben ja in einer Gesellschaft, in der wir einerseits die Digitalisierung erleben, andererseits aber auch nahezu Vollbeschäftigung herrscht, auf jeden Fall eine ganz hohe Erwerbstätigkeit im Land festzustellen ist. Sind also die Chancen größer als die Risiken?

**Dr. Oliver Grün,
Präsident des Bundesverband
IT-Mittelstand e. V., Gründer und
CEO der GRÜN Software AG:**

Ich bejahe, dass die Chancen größer sind als die Risiken. Es heißt ja „Industrie 4.0“, weil es sozusagen die vierte Revolution ist. Bei den ersten drei vorher gab es auch große technologische Schübe. Das fing an mit der Dampfmaschine, die die Muskelkraft ersetzt hat, dann war es das Fließband – das war, denke ich, die zweite –, Mikroelektronik in den 50er-Jahren war die dritte. Deswegen heißt es übrigens auch „Industrie 4.0“. Wenn man eine solche Prüfungsfrage stellt, wissen die meisten Leute gar nicht, warum es eigentlich „4.0“ heißt. Es heißt ja nicht „4“, weil es sich cooler anhört, sondern es hat schon einen Hintergrund.

Bisher hat jede technische Revolution am Ende mehr Arbeitsplätze gebracht, als sie vernichtet hat. Man sollte aber mehr den Schwerpunkt auf die Inhalte setzen als auf die Arbeitsplätze, weil das ein positives Ergebnis sein kann, dass Arbeitsplätze geschaffen werden.

Sie haben eben das Beispiel Kodak schon zweimal erwähnt. Ich will dazu noch ausführen, dass Kodak im Prinzip insolvent gegangen ist, wie Sie gesagt haben, aber Kodak die Firma in der Welt war, die das Digitalfotografieren erfunden hat.



Das ist eine absolut schräge Geschichte. Es ist letztlich ein Managementfehler gewesen. Kodak hat das Digitalfotografieren erfunden, hatte das erste Patent darauf, und hat es in die Schublade gesteckt und verschwinden lassen, weil dort gesagt worden ist, man mache sich damit das Geschäft kaputt – das Geschäft, die Filme entwickeln zu lassen, die Filme zu verkaufen. Das wäre dann alles weg. Wie wir jetzt wissen, gibt es keine Filme mehr.

Mit solchen Managementfehlerscheidungen kann man letztlich auch ganze Konzerne sehr schnell vernichten. Ich denke, es ist einfach wichtig – ob im Handwerk oder in anderen Branchen –, dass man eher Chancen sieht und sich Veränderungen öffnet und nicht wie bei Kodak sagt, nein, wir haben jeden Monat unsere fixen Einnahmen, weil die Leute alle ihre komischen Filme einkaufen und entwickeln lassen. Das ist das Problem der Digitalisierung. Das ist, meine ich, auch unser Problem hier in Deutschland und auch in der Politik, dass das Ganze disruptiv abläuft. Das heißt, erst geht es relativ langsam, aber auf einmal geht es ganz schnell.

Das nächste Beispiel dafür ist sicherlich das iPhone. Nokia als Weltkonzern hat nicht geglaubt, dass es möglich ist, mit einem Touchdisplay wirklich zu arbeiten. Man hat letztlich das iPhone am Anfang belächelt. Man hat gesagt, das wird nicht funktionieren. Das ist nur etwas für

Designfreunde. Es wird im Regen nicht funktionieren, was auch immer. Es wurde also einfach weggeredet so ähnlich, wie Kodak sich die digitale Fotografie weggeredet hat. Als dann irgendwann die Einsicht kam, hat quasi die Disruption eingesetzt, und der ganze Markt hat sich verändert.

Wenn wir die Frage der Digitalisierung diskutieren, glaube ich nicht, dass wir uns als Menschen ändern werden – wir sind nun einmal Menschen, und wir bleiben auch immer alle Menschen –, aber hier passiert eben etwas – sicherlich nicht heute und morgen, aber wir sind mittendrin, und es dauert vielleicht auch noch fünf bis zehn Jahre –, und es wird in der Rückbetrachtung am Ende eine Revolution sein. Wir haben jetzt noch die Chance, uns in die richtige Richtung zu bewegen und die Chancendiskussion aufzumachen. Ich sitze ja sehr oft in solchen Podien, wo man am Ende meistens bei den Risiken landet. Ich will mich heute bemühen, hier die Chancen nach vorne zu stellen.

Moderator Holger Steltzner:

Es ist sehr schön, dass Sie auf diesen Managementfehler hingewiesen haben, weil das eine wunderbare Überleitung ist. Wenn wir mit den Managern darüber reden, wird zwar gesagt, ja, das ist so. Aber dann kann man noch einmal, wie Sie es so schön geschildert haben, diese technischen Revolutionen vorbeimarschieren lassen und stellt fest, seit der industriellen Revolution in England brauchte es fünf Generationen bis wir dort sind, wo wir heute stehen, die jüngste vollzieht sich innerhalb nicht einmal einer Generation. Deshalb stelle ich mir die Frage, sind die Manager der Firmen wirklich in der Lage, das nicht nur zu wissen, sondern auch ihr Unternehmen darauf einzustellen, alle Mitarbeiter darauf einzustellen? Oder sagt man das nur so leicht dahin? Wie packt man denn als Mittelständler, als Handwerker diese digitale Herausforderung an, oder, um die Frage anders zu wenden, wie findet man die digitale Chance, Herr Esser?

Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser:

Es gibt unterschiedliche Wege, diese Chancen zu ergreifen. Wir sind zurzeit dabei, mit VW ein Pro-

jekt im Bereich „Wirtschaft 4.0/Digitalisierung“ durchzuführen. Es geht darum, die Veränderungen im Arbeitsumfeld der Automobilproduktion festzustellen und daraus Ableitungen für das veränderte Qualifikationsprofil aufzuschreiben sowie Ausbildungs- und Weiterbildungsstrategien entsprechend anzupassen.

Hier stellen wir fest, dass es eine Kernaufgabe der Personalentwicklung ist, in einem solch großen Unternehmen alle Mitarbeiter mitzunehmen. Das fängt ganz einfach damit an, dass man versucht, die Mitarbeiter für dieses veränderte Arbeitsumfeld zu begeistern, also zu motivieren und die Brücken gerade für die älteren Mitarbeiter zu bauen, damit sie in der Lage sind, sich den neuen Anforderungen auch zu stellen.

Die Handwerker wissen am besten: Wer seine Arbeit gern macht, wer an seinem Produkt echte Freude hat, der ist begeistert, wenn er mit neuen technologischen Möglichkeiten auch zu Innovationen in seinem Betrieb beiträgt. Es gibt da ganz pfiffige Ideen, um gerade ältere Mitarbeiter mit auf diesen Weg zu nehmen.

Ganz wichtig ist aber auch, dass man – man spricht da so schön von „diversity“ – in diesem Umfeld gerade die jungen Mitarbeiter einbindet, die das Know-how teilweise schon mitbringen und die mit einem ganz anderen Selbstverständnis an diese Themen herangehen als die Älteren. Wir sollten einen Dialog zwischen den unterschiedlichen Generationen aufbauen, um Lernbereitschaft zu entwickeln. Der Lernprozess beginnt immer mit Motivation; das weiß jeder, der etwas von Pädagogik versteht.

Es gilt folglich zunächst einmal die Begeisterung für die Sache an sich zu entwickeln, um dann aufzuschließen für das, was qualifikatorisch damit verbunden ist. Genauso wichtig ist es, etwa in Anlagen oder Maschinen zu investieren.

Moderator Holger Steltzner:

Herr Otto, ist es aus Ihrer Erfahrung notwendig, auch das Geschäftsmodell zu überdenken – wir hatten vorhin das Stichwort „Disruption“ gehört, also dieses Revolutionäre, dieses wirklich Umwälzende, Umbrechende – oder ist das gar nicht so wichtig? Ob nun Microsoft wie aber auch Ko-

dak, man könnte genauso noch Wikipedia und Brockhaus nehmen oder studiVZ und Facebook oder Taxi und Uber und Hotels und Airbnb und was es so alles gibt: Ist das mehr als eine evolutionäre, eine transformatorische Entwicklung, oder sind das umwälzende Entwicklungen? Droht das vielleicht auch hier und dort dem Handwerk, oder ist das für Sie doch eher ein evolutionärer Prozess, und man muss das Geschäftsmodell nicht grundlegend überdenken, aber anpassen und verändern?

Rüdiger Otto:

Ich bin mir sicher, dass wir an verschiedenen Stellen Anpassungen und Veränderungen vornehmen müssen. Ich fand sehr angenehm, wie Herr Esser das gerade sagte zu Jung und Alt. Das ist auch im Handwerk ein hervorragendes System, weil die Jüngeren ganz anders mit den Entwicklungen umgehen und wesentlich motivierter sind, aber noch nicht über diese Weisheit und Erfahrungen verfügen. Deshalb können sich die beiden Generationen wunderbar ergänzen. Das ist sehr motivierend für die Jüngeren, aber es ist natürlich auch eine Bereicherung für die ältere Generation. Man merkt schon, dass auf jeden Fall ein Wandel ansteht.

Wenn wir einmal etwas weiter sehen, denke ich, dass die Häuser, die heute gebaut werden, in Zukunft anders gebaut werden. Wir bauen heute die Häuser auch schon anders als vor zehn oder 15 Jahren. Auch da hat sich schon etwas gewandelt. Es haben einfach Veränderungen stattgefunden. Es wird immer mehr Veränderungen geben, so zum Beispiel in den Schalungstechniken. Heute geschieht das mehr oder weniger auf einen Knopfdruck, um rationell und mit dem effektivsten Verfahren zu arbeiten. Ein Computer kann das wesentlich schneller und besser herausfinden, als wir es können. Das kriegen wir gar nicht so schnell hin. Das sind natürlich Entwicklungen, bei denen wir uns auf der einen Seite von diesen Systemen abhängig machen – das ist mit Sicherheit so –, aber auf der anderen Seite ist es auch eine Chance, Dinge schneller umsetzen zu können, etwas schneller zu bewegen, auch phantasiereicher in bestimmten Bereichen zu werden, was wir vorher nie hätten realisieren können. Das gilt auch für statische Anforderungen, die auf uns zukommen, um wirklich komplexe Bau-

werke zu errichten. Das bietet uns heute ganz andere, sehr interessante Möglichkeiten, gibt uns einen ganz anderen Schub. Das ist auch damit verbunden.

Moderator Holger Steltzner:

Mal aus dem familiären Nähkästchen geplaudert. Ich komme auch aus einer Handwerksfamilie. Der Hintergrund ist ein Dentallabor. Mein Bruder hat das elterliche Labor teils übernommen und weitergeführt. Da hat sich das total geändert. Mein Vater sagte immer: Das waren für die Dentallabore goldene Zeiten, als Willy Brandt den gezogenen Zahn zur Krankheit erklärt hatte. Das ist natürlich lange her. Wir hatten soundso viele Kostendämpfungsrunden im Gesundheitswesen. Aber es kamen dann natürlich auch noch andere Entwicklungen. Wir hatten den Wettbewerb durch die Osterweiterung der EU mit den osteuropäischen Nachbarn, dann den Wettbewerb mit den Chinesen, mit dem mein Bruder kämpfen musste. Jetzt kommen natürlich ganz neue Entwicklungen wie der 3D-Druck, wo praktisch die Arztpraxen direkt die Zähne drucken können. Er fragt sich jetzt, was heißt das für mein Unternehmen. Können wir weiter bestehen, müssen wir nicht unser Geschäftsmodell entweder ganz ändern in einen Servicebereich hineingehend oder soll ich es aufgeben und etwas ganz anderes machen? Das gibt es im Handwerk doch auch.

Rüdiger Otto:

Absolut. Wir können heute vieles in 3D-Form darstellen. Wir können heute kundenfreundlich dem Kunden direkt visuell darstellen, wie das einmal aussehen wird. Auch wenn er kein Bau- und Fachwissen hat, ist der Laie wesentlich einfacher in der Lage, sich mit den Vorschlägen auseinanderzusetzen. Diese digitalen Veränderungen werden mit Sicherheit insoweit positive Auswirkungen haben.

Moderator Holger Steltzner:

Herr Bombis, ich habe mir einige Daten angeschaut. Wir haben Studien und ähnliche Informationen zur Digitalisierung im Mittelstandsbereich und im Handwerk. Ich habe festgestellt,

die schlechte Nachricht ist, dass vor allen Dingen kleine und mittlere Unternehmen noch gar nicht erkannt haben, wie sie die Chancen der Digitalisierung nutzen können. Dabei werden, wie wir alle wissen, vom Mittelstand rund 80 Prozent der Gesamtleistung der deutschen Wirtschaft erbracht und die allermeisten Arbeitsplätze geschaffen. Müssen wir also gerade im Mittelstand nicht noch viel mehr Tempo machen, und zwar nicht in Monaten oder Jahren gesprochen, sondern eigentlich in Tagen und Wochen, damit wir nicht von dem Tempo der Veränderung überrollt werden?

Ralph Bombis:

Ich denke, dass das auf jeden Fall nötig ist. Ich relativiere das deswegen immer ein wenig, weil es mir als jemand, der sich intensiv damit befasst hat und der im politischen Raum unterwegs ist, so erschienen ist, dass erst Anfang des letzten Jahres auch die Politik das Thema wirklich richtig für sich erkannt hat. Insofern kann man es keinem Kleinunternehmer und keinem Mittelständler übelnehmen, wenn er in der Hektik des Berufsalltags sich möglicherweise noch nicht so sehr mit solchen Themen auseinandersetzen konnte. Das wandelt sich gerade, meine ich. Das war übrigens auch einer der Gründe, der neben vielen anderen dazu geführt hat, dass wir gesagt haben, es ist notwendig, eine solche Enquete-Kommission gerade auch für den Bereich Handwerk und Mittelstand einzusetzen, um sich gerade speziell mit dem Thema „Digitalisierung“ neben anderen auseinanderzusetzen. Ich bin relativ sicher – Herr Ehlert hat das in seinem Eingangsstatement sehr deutlich unterstrichen –, dass die Voraussetzungen gerade im Handwerk, um sich mit dem Thema auseinanderzusetzen und um es in die Betriebe hineinzutragen, außerordentlich gut sind.

Wir haben nämlich bei den Bildungsvoraussetzungen und bei den Weiterbildungsmöglichkeiten, insbesondere aber, was die Selbstorganisation angeht, wo der Austausch mit den Betrieben sozusagen naturgegeben ist, die Grundlagen, um dieses Bewusstsein zu schaffen. Es ist vollkommen klar, ein Betrieb, der möglicherweise noch vom Seniorchef geführt wird – ohne jetzt unterstellen zu wollen, dass Seniorchefs keine Offenheit für die Neuerungen der Digitalisierung

hätten – gehört eher, wie die Kanzlerin es einmal genannt hat, zu den digitalen Immigranten als zu denen, die damit geboren worden sind. Ein Jüngerer oder eine Jüngere mag möglicherweise damit ganz anders umgehen. Aber gerade deswegen ist es – das habe ich eben noch einmal unterstreichen wollen – so wichtig, dass wir die Rahmenbedingungen schaffen, dass wir die Voraussetzungen schaffen, nicht nur darauf aufmerksam zu machen, dass da etwas auf uns zukommen wird, sondern auch Hinweise zu geben, wie es möglicherweise zu meistern ist, und zwar immer wieder neu, weil sich diese Entwicklung natürlich auch immer wieder erneuern wird. Wir wissen ja heute noch gar nicht, was vielleicht in fünf oder zehn Jahren möglich sein wird. Das ist letztendlich auch der Grund, warum es in der Vergangenheit auch zu Fehlentscheidungen gekommen ist.

Ich bin der festen Überzeugung, das, was Sie eben angesprochen haben, bietet Chancen, aber es bietet auch die Option, dass sich Geschäftsmodelle verändern müssen. Gerade hierfür aber die Voraussetzungen im Bildungsbereich und im Weiterbildungsbereich zu schaffen, dass Betriebe darauf reagieren können, das wird die große Herausforderung sein. Ich bin davon überzeugt, dass das kein Selbstzweck ist, dafür zu sorgen. Gerade wegen der von Ihnen angesprochenen immensen volkswirtschaftlichen Bedeutung der KMU, der kleinen und mittelständischen Unternehmen, die ja gerade für das Handwerk typisch sind, ist es unbedingt notwendig, diese Rahmenbedingungen zu schaffen.

Moderator Holger Steltzner:

Ich habe dazu einige Zahlen. Laut Zentralverband des Deutschen Handwerks hat nur gut die Hälfte der Betriebe eine aktuelle Website. Der ZDH hat festgestellt, dass Onlineverkaufsplattformen nur selten genutzt werden, nämlich nur von 4,8 Prozent, und dass das Internet der Dinge für 85,3 Prozent etwas ganz Abstraktes ist. Ich schließe mich da gerne an, weil wirklich schwer zu verstehen ist, was das bedeutet, wenn alle Teile miteinander kommunizieren. Aber machen diese Daten nicht hellhörig? Müsste nicht, Herr Grün, die Anpassung viel schneller voranschreiten, dass man sich auch darüber Gedanken macht, sich nicht nur um die Website zu küm-



Die Teilnehmer des Dreikönigsforums: Dr. Oliver Grün, Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser, Moderator Holger Steltzner, Andreas Ehlert, Ralph Bombis MdL, Rüdiger Otto (von links nach rechts)

mern und die IT-Sicherheit, sondern auch und gerade um die Vernetzungen?

Dr. Oliver Grün:

Ich kann Ihnen voll und ganz zustimmen. Die Geschwindigkeit, die ich vorhin schon einmal angesprochen hatte, ist unser Problem. Wir sind viel zu langsam. Die Zahlen, die Sie genannt haben, alarmieren. Es gibt noch viele andere Studien, die feststellen, dass auch wirklich viele Mittelständler der Auffassung sind, dass sie die Digitalisierung eventuell nichts angeht oder dass sie eigentlich schon digitalisiert sind. Wenn man nachfragt, dann wird eben häufig festgestellt, dass Digitalisierung sehr oft falsch verstanden wird. Es heißt: Ich habe schon eine Archivierung meiner Rechnungen oder ich mache die Rechnungen elektronisch. Oder: Ich habe eine Webseite und eine Firewall oder ein Virenschutzprogramm oder so etwas. Das ist der Computer, den es schon immer gab. Die Digitalisierung ist aber etwas ganz anderes. Die Digitalisierung ist wirklich, Geschäftsmodelle zu transformieren. Insofern würde ich Ihre Frage von eben an die beiden

anderen Kollegen sehr viel deutlicher beantworten. Die Geschäftsmodelle müssen sich dringend ändern – natürlich bezogen auf die nächsten fünf bis zehn Jahre –, aber dass wir uns jetzt auf den Weg machen müssen. Digitalisierung bedeutet eben nicht Dokumentenarchivierung einzusetzen, sondern Digitalisierung bedeutet, dass man sich überlegen muss, wie mein Geschäftsmodell sich verändern kann.

Sie hatten eben im Galopp ein paar Beispiele genannt. Ich möchte auf ein oder zwei eingehen. Wenn man die Hotelbranche nimmt, dann ist es eben so, dass Airbnb eine virtuelle Plattform ist, auf der man Übernachtungen anbieten kann. Wenn man am Wochenende nicht in seiner Wohnung ist, kann man sie dort anbieten. Diese virtuelle Plattform hat der Hotel- und Tourismusbranche schon vor zwei Jahren allein in New York eine Million Übernachtungen weggenommen. Das sind keine virtuellen Übernachtungen, das sind auch keine Internetspinner, sondern das sind reale Menschen, die dort schlafen. Das trifft natürlich die Hotelbranche. Airbnb ist inzwischen in 192 Ländern. Die Marktkapitalisierung liegt über 50 Milliarden Dollar. Das heißt also,

hier hat ein Unternehmen die Weltmarktführerschaft übernommen, das überhaupt keine Hotels besitzt, das keine Menschen beschäftigt – keine Hoteldirektoren, keine Damen und Herren, die ein leckeres Rührei machen –, sondern es geht einfach darum, diese Dinge zu teilen. Genau wie Uber Welttaximarktführer ist und kein einziges Taxi besitzt. Das heißt, wir haben hier einen Weg, dass die Wertschöpfung von den Produkten, wo Deutschland in vielen Bereichen Weltmeister ist, in Plattformen wandert, ob wir das wollen oder nicht.

Es hilft dann auch nichts, wenn wir in Deutschland Uber verbieten. Uber ist inzwischen schon in 180 Ländern. Wir werden das nicht ändern. Wir werden auch nicht ändern, dass es in zehn Jahren vermutlich keine Taxifahrer mehr gibt. Das ist einfach so. Wir sollten jetzt lieber überlegen, welche Chancen man daraus ergreifen kann. Natürlich müssen sich Geschäftsmodelle ändern. Die Digitalisierung muss so verstanden werden, dass sich die Branchen transformieren.

Wir haben eben etwas von der Bauwirtschaft gehört. Auch da gibt es erste Entwicklungen. In Australien gibt es – vielleicht kennen Sie das – etwas, was sich Hadrian nennt. Das ist ein Kranroboter, der Häuser baut. Das ist zwar noch im Entwurfsstadium, aber er läuft schon in echt. Er macht tausend Steine pro Stunde, um ein Haus zu bauen. Das schafft ein Mensch nie und nimmer. Da lade ich den Plan hinein, und dann baut mir dieser Kranroboter ein Haus, ob wir das jetzt wollen oder nicht. Ich denke, wir haben in Deutschland eigentlich das Zeug dazu, uns genau bei solchen Entwicklungen nach vorne zu setzen und vielleicht auch Handwerk, ich will nicht sagen, neu zu erfinden, umzudenken.

Wir haben jetzt Jahrtausende als Menschen Dinge hergestellt, indem wir abtragen, fräsen. Wir haben also irgendein Teil, dann tragen wir etwas ab und danach wird es ein Produkt. Nur die Natur war in der Lage, etwas aufzubauen, also Schicht für Schicht wächst eine Blume und dann entsteht ein Produkt. Der 3D-Druck ist viel mehr als eine Spielerei. Er macht nämlich genau diese Revolution, dass wir plötzlich Produkte aufbauen können, durch Aufbauen von Schichten und nicht durch Abbauen. Deswegen sind wir jetzt natürlich zunächst einmal im Bereich des Zahnersatzes oder wo auch immer, nur das wird auch

disruptiv funktionieren. Es wird eine Zeitlang nichts passieren, und dann irgendwann geht es eben los, dass vielleicht etwa Möbelbau mit 3D-Druck funktioniert.

Handwerk ist nach meinem Verständnis auch die Konstruktion, das Design, die Idee. Also man sollte umdenken Richtung Kundennutzen. Ich kann ja plötzlich Mass-Customization-Produkte machen, also ein Produkt für diesen individuellen Kunden. Ich kann andere Dinge herstellen. Darauf kann man sich konzentrieren und das als Chance sehen, dass es plötzlich so etwas gibt wie einen 3D-Drucker oder einen Hadrian-Kranroboter.

Noch ein letztes Beispiel, auch wenn man es immer nicht glaubt und denkt, das sei ein Internetfreak: Ich bin auch seit 25 Jahren selbstständig und beschäftige 100 Mitarbeiter. Ich bin also nicht ein junger Start-up-Unternehmer, der jetzt meint, hier passiert viel. Ich glaube trotzdem, dass es kommen wird, auch wenn ich schon ein paar Jahre am Markt bin. Vor zwei Jahren habe ich überall erzählt, es wird autonomes Fahren kommen. Das haben die Leute nicht geglaubt. Sie haben gesagt: Das ist alles Quatsch. Heute fahren aber schon die ersten Teslas auch durch Deutschland, die, übrigens durch ein Software-Update, zumindest die Spur wechseln können, bremsen, beschleunigen und natürlich um die Kurven fahren können. Natürlich sitze ich noch darin und kann eingreifen.

Was tun wir in Deutschland wieder? Wir diskutieren natürlich, ob Tesla durch dieses Software-Update, das aus der Ferne kommt, eventuell die Straßenzulassung verloren hat. Gleichzeitig haben wir den Volkswagenkonzern, der eine Million Autos in die Werkstätten zurückruft, um – was zu tun? – ein Software-Update zu machen, das schon seit Windows 1998, also seit fast zwanzig Jahren, über das Internet läuft.

Wenn man das Ganze einmal mit ein bisschen Abstand ansieht, dann müssen wir einfach aufwachen. Auf der CES letzte Woche in den USA ist von Ehang – das ist ein chinesisches Unternehmen – eine sogenannte Passagierdrohne vorgestellt worden. Die fliegt schon. Darin sitzt auch schon ein Mensch. Ich finde daran Folgendes so spannend: Die Google-Leute haben schon vor zwei Jahren zum autonomen Fahren gesagt:

Meine Kinder werden keinen Führerschein mehr machen. Da denkt man sich: Na gut, das ist vielleicht so, vielleicht auch nicht. Aber wenn man eine Passagierdrohne sieht, dann ist es plötzlich möglich, selbst zu fliegen, ohne dass man einen Flugschein machen muss, weil man einfach nur das Ziel eingibt, das Ding hebt ab, fliegt los und landet wieder. Das gibt es technisch schon. Es kostet um die 100.000 Euro, ist also auch nicht so teuer wie ein Hubschrauber. Das heißt, hier sind Entwicklungen im Gang – noch ganz am Anfang –, die irgendwann dann umkippen, und dann kann ich fliegen, ohne dass ich einen Flugschein machen muss. All diese Entwicklungen, die in der Welt stattfinden, dürfen wir einfach nicht ignorieren. Wir müssen uns vielmehr an die Spitze dieser Entwicklung setzen.

Moderator Holger Steltzner:

Möchte jemand von Ihnen direkt darauf eingehen?

Ralph Bombis:

Ich möchte das gerne aufgreifen, weil das natürlich ein sehr pointiertes Bild gewesen ist. Ich stimme Ihnen in vielen Teilen zu, aber ich möchte es doch ein bisschen relativieren. Das tue ich nicht, weil ich auf die Bremse treten will. Im Gegenteil. Ich bin mit Ihnen der Meinung, dass wir in vielen Bereichen in unserem Land offener werden müssen für Entwicklungen, um bestimmte Möglichkeiten nicht zu verpassen.

Ich habe eben auch gesagt – so habe ich auch Herrn Otto verstanden –, dass es natürlich Anpassungen von Geschäftsmodellen geben wird. Das wird in einigen Bereichen stärker der Fall sein als in anderen. Nur bin ich im Moment noch der festen Überzeugung, dass es auf absehbare Zeit so sein wird, dass das Stichwort „Ausrüster der Digitalisierung“ noch eine ganz große Rolle spielen wird und das ausdrücklich nicht nur bei der Frage der Implementierung von bestimmten Techniken in Häusern oder in der sonstigen Lebenswelt von Menschen, sondern insbesondere auch, wenn es darum geht, das Ganze hinterher weiter zu betreuen, zu warten, dafür zu sorgen, dass diese Techniken laufen.

Ich denke, dass sich deswegen die Geschäftsmodelle in Teilen sehr schnell, aber in anderen Bereichen eben auch langsamer verändern werden, eher in Richtung einer stärker beratenden Funktion, eher in Richtung einer stärkeren Servicefunktion gerade auch für das Handwerk. Gerade deswegen wird der Bildungsbereich ein ganz entscheidender Bereich in diesen Fragen sein.

Letzte Bemerkung, ganz nebenbei: Auch ich – das gebe ich offen zu – hätte mir vor fünf Jahren noch nicht vorstellen können, dass wir, was die selbstfahrenden Autos angeht, einmal so weit sind wie jetzt. Aber ich persönlich hoffe, dass meine Kinder alle noch den Führerschein machen werden, weil ich glaube, dass allein das Autofahren für sich genommen gelegentlich auch Spaß macht. Aus diesem Grunde werden nicht alle Entwicklungen so schnell sein, wie wir sie jetzt beschreiben, weil sie vielleicht einmal möglich sein werden. Ob eine Entwicklung dann sinnvoll, notwendig und erstrebenswert ist, stellt noch einmal eine andere Frage dar. Da wird der Mensch immer eine Rolle spielen.

Moderator Holger Steltzner:

Bevor ich zu Ihnen überleite, Herr Esser, weil es gerade so schön passt, muss ich etwas loswerden, was ich auch gerade erst auf dem Herweg erfahren habe. Herr Bombis, die neue E-Klasse von Mercedes überholt schon automatisch und fädelt wieder ein bis zu Geschwindigkeiten von 120 km/h, wie ich meine, mich zu erinnern. Die einzige Voraussetzung, dass sie die Zulassung nicht verliert, besteht darin, dass man als Fahrer wohl alle 30 oder 50 Sekunden das Lenkrad anfasst, damit der Straßenverkehrsordnung Genüge getan ist. Das wird vielleicht auch der Tesla-Fahrer noch können. Ich glaube aber daran, dass die Entwicklung viel früher kommt, als wir denken. Mir haben die Autohersteller gesagt: Mindestens noch eine Generation. Aber die Sensorentwicklung schreitet so wahnsinnig schnell voran, dass das wahrscheinlich schneller geht. Wahrscheinlich werden wir schon in ein paar Jahren alle draußen stehen wie James Bond damals, und dann kommt unser Auto vorbeigefahren, und wir müssen nicht mehr ins Parkhaus.

Herr Esser, jetzt aber zurück zum Tag und weg von Science Fiction.



Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser:

Wenn man die Entwicklung – gerade auch im weltweiten Vergleich – betrachtet, dann ist es schon richtig, in Deutschland in gewissen Bereichen Tempo anzumahnen. Aber man darf nicht außer Acht lassen, dass sich die technologischen Entwicklungen und damit verbundene Möglichkeiten nicht durch alle Branchen und Berufe gleichermaßen ziehen. Das ist der erste Punkt.

Wenn ich Ihnen beispielsweise jetzt berichte, dass wir bereits vor über zehn Jahren in der Meisterprüfung für das Landmaschinentechnikerhandwerk eine Qualifikation verankert haben, die den Meister in die Lage versetzen soll, dass satellitengestützte Mähdrescher fahren und gewartet werden können, dann ist das auch ein Beispiel dafür, dass nicht urplötzlich im Handwerk die Schallmauer durchbrochen wird, sondern dass wir in vielen Bereichen – nehmen Sie etwa ergänzend zum ersten Beispiel das Hörgeräteakustikerhandwerk – schon hochtechnologisch unterwegs sind.

Ich denke, es ist politisch ganz wichtig, dass man jetzt nicht die Revolution erwartet und dass man nicht Ängste schürt, man sei viel zu langsam. Vielmehr sollte man Änderungsnotwendigkeit und Änderungsbereitschaft differenziert nach Branchen und Berufen bewerten. Ebenso stellt sich in den Kleinbetrieben des Handwerks die Lage anders da als bei Großunternehmen, die gegebenenfalls mit ganz anderen Produkten und Dienstleistungen unterwegs sind. An die IT-Branche sind selbstverständlich andere Ansprüche zu stellen als an Branchen, die nur mittelbar oder kaum mit Digitalisierung zu tun haben.

Moderator Holger Steltzner:

Nehmen wir einmal den Tischler.

Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser:

Ja, nehmen wir den Tischler. Aber lassen Sie mich bitte den Gedanken erst noch zu Ende bringen.

Sie dürfen eines nicht vergessen: Herr Ehlert hat vor Kurzem einen Wirtschaftsbericht veröffentlicht und damit auch die hervorragende wirtschaftliche Situation im Handwerk verdeutlicht. Klar wurde, wie ausgelastet die Betriebe sind, wie viel Beschäftigung und gebundene Kapazitäten es dort gibt. Nicht außer Acht lassen darf man deshalb auch, dass die Betriebe in dieser Situation nicht überfordert werden dürfen mit den Ansprüchen der Digitalisierung, die jetzt unbedingt zu beachten seien, weil sonst der Zug abzufahren drohe. Um eine verträgliche Dynamik zu entfalten, brauchen wir eine geeignete und gute Organisationsentwicklungsstrategie, die nicht nur bei den Betrieben an sich anknüpft, sondern – und das ist das Wunderbare, gerade im Handwerk – die die ganze Organisation mitnimmt. Es gilt zu überlegen, an welchen Stellen in der Organisation die entsprechenden Impulse gesetzt werden, damit die technologische Entwicklung Platz greift und sich allmählich im Handwerk verbreitet.

Wir müssen auch ganz realistisch sagen: Dies ist kein Thema für ein halbes Jahr, sondern es braucht eine gewisse Entwicklungszeit. Vergessen Sie nicht, dass gerade Handwerk stark ist, wenn es um Qualität, wenn es um Solidität von

Produkten, Dienstleistungen und auch Qualifikation geht. All das ist selbst im digitalen Zeitalter nicht in einem halben Jahr zu bekommen.

Moderator Holger Steltzner:

Ist denn das eine Inhaberfrage? Muss das der Geschäftsführer machen? Kann man das überhaupt delegieren, wenn es das eigene Geschäftsmodell so berührt? Also muss doch dann der Tischlermeister sagen: Diese Entscheidung, ob ich eine CNC-Fräsmaschine einsetze oder nicht, ist meine. Ich muss mich damit beschäftigen, was diese Maschine kann, was nicht. – Das ist dann eine Führungsaufgabe, die man nicht delegieren kann. Man muss die Jungen natürlich hören, selbstverständlich. Manchmal sind aber auch die Älteren digitaler als man meint.

Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser:

Meines Erachtens stellt sich zunächst die Frage, wie ich bei diesem Strukturwandel überhaupt jenen Tischlermeister mitnehme, der bis abends spät auf der Baustelle ist. Wie schaffen wir es, die vielen Meister und Gesellen, die mit ihrer täglichen Arbeit mehr als ausgelastet sind, für die neuen Technologien und die mit ihnen verbundenen Anforderungen aufzuschließen? Das ist eine ganz entscheidende Frage, die beantwortet werden muss.

Moderator Holger Steltzner:

Genau darauf wollte ich hinaus. Es gehören dazu ja nicht nur Zeit und Energie, sondern auch der Mut zu sagen, ich muss diese alten, eingeübten Verfahren und Arbeitsabläufe überdenken, ich muss mich weiterentwickeln. Dazu brauche ich natürlich auch wiederum Zeit, um mich darauf einzulassen. Wie mache ich das, Herr Otto?

Rüdiger Otto:

Mir liegt das die ganze Zeit auf der Zunge. Das hängt auch mit dem Roboter zusammen. Dass im Zusammenhang mit der ganzen IT-Geschichte diese Entwicklungen auf uns zukommen, dass die Inhaber und Unternehmer sich wandeln

müssen und eine Veränderung stattfinden muss, kann ich alles gut nachempfinden. Ich finde das auch in gewisser Weise selbst begeisternd, wie ich nur sagen kann. Aber es schreckt mich auf der anderen Seite schon, wenn es dann darum geht, dass der Roboter mich nachher beherrschen würde.

In unserem handwerklichen Tun steckt ja auch ein gewisser Handwerkerstolz. Es geht nicht nur ums Geld. Am Ende des Tages arbeiten wir natürlich auch für das Geld. Aber man stellt sich doch auch hin und sagt: Mensch, das habe ich heute gebaut, das habe ich heute geschaffen. Das hat ja etwas Individuelles für jede einzelne Person, die dort handwerklich tätig war. Wenn Sie das jemanden nehmen würden, dann fehlt dem am Ende des Tages etwas. Dann wird er ja fast schon selber zum Roboter, weil er nur irgendwo dahintersteht und einen Knopf bedient und gewisse Kommandos gibt.

Ich glaube nicht, dass sich das so schnell in allen Bereichen umsetzen lässt. Es gehört noch immer diese handwerkliche Phantasie mit dazu, bestimmte Dinge zu tun. Ich hoffe einfach nur, dass das nicht so schnell voranschreitet, dass wir diese Fähigkeit ganz verlieren. Es würde im Handwerk dann etwas fehlen, wenn wir das nicht mehr hätten, wenn wir das nicht mehr selber in verschiedenen Bereichen könnten.

Stellen Sie sich einmal vor: Sie kommen in einen Friseurladen, setzen sich dahin. Dann kommt ein Roboter, der jedem dieselbe Frisur schneidet.

(Heiterkeit – Die Diskussionsteilnehmer
blicken auf Herrn Bombis)

Der eine sagt dann, es soll ein Zentimeter kürzer geschnitten werden. Da fehlt doch dann was. Da ist doch der Einzelne gefragt, handwerklich aktiv zu werden.

Moderator Holger Steltzner:

Ich habe neulich mit dem Chef von KUKA – das sind diese Industrieroboter, die alle orange lackiert sind – gesprochen. Der hat mir von einem Projekt erzählt, wie sie einen Haushaltsroboter entwickelt haben. Der soll ungefähr 10.000 Euro

kosten. Der rückt dann näher auch zum Haare-schneiden.

(Moderator Holger Steltzner lacht bei den letzten beiden Sätzen – Heiterkeit)

Ralph Bombis:

Ich habe gerade nur die Anmerkung machen wollen, dass ich nichts dagegen hätte, wenn ein solcher Roboter dafür sorgen könnte, dass ich die gleiche Frisur wie Sie haben könnte. Aber ich fürchte, der Zug ist selbst im Rahmen der Digitalisierung abgefahren.

(Heiterkeit)

Dr. Oliver Grün:

Ich stimme Ihnen da natürlich zu. Ich sagte eben, wir sind alle Menschen und werden immer Menschen bleiben. Ich meine aber, wir müssen uns auf den Weg machen. Einfach nur zu sagen, wir glauben, es kommt nicht so schnell, und deswegen machen wir erst einmal nichts, darin besteht die Gefahr. Sicherlich war das pointiert, was ich eben gesagt habe. Aber vielleicht braucht es auch einer gewissen Pointierung, um aufzuwachen, damit wirklich der Handwerksmeister oder der Geschäftsinhaber einmal sagt, lasst mich doch einmal darüber nachdenken.

Ich glaube, die Solidität und die Qualität gehören zu unserer Tugend. Die ist da. Man muss die Menschen aber vielleicht immer an der Stelle packen, was noch nicht da ist. Diese Digitalisierung wird, denke ich, viel verändern. Der eine oder andere setzt sich vielleicht einmal hin und überlegt, wie könnte denn mein Geschäftsmodell sich verändern, wie können die Schränke, die ich baue, noch kundenfreundlicher sein, weil ich vielleicht – ich sage wieder: 3D-Drucker – ein Stück herstellen kann, was über die alten Wege gar nicht möglich ist. Vielleicht kann ich auch eine positive menschliche Empfindung darin entdecken, eine tolle Konstruktion, ein tolles Design zu schaffen. Das Handwerk speist sich zwar auch aus dem Handanlegen, aber auch aus vielen anderen Fähigkeiten. Man sollte also auch einmal sagen, ich versuche, es einmal von der anderen

Seite zu denken. Das ist der Appell, den ich am Ende damit verbinden will.

Ich wollte mir die Haare, solange ich noch welche habe, auch nicht vom Roboter schneiden lassen.

(Heiterkeit)

Moderator Holger Steltzner:

Herr Esser, diese Frage, wie man die Mitarbeiter mitnimmt und sich selbst motiviert und aufrafft, diese Aufgabe anzupacken, die beschäftigt mich noch weiter. Wir wissen ja, dass wir dann über Fortbildungsmaßnahmen und eine bildungspolitische Aufgabe sprechen. Aber um es einmal konkret zu machen, jenseits dieser Floskeln: Wie muss ich die Mitarbeiter und auch mich selbst auf die Digitalisierung vorbereiten? Wie kann ich meine Betriebsabläufe überprüfen? Muss ich mich da an einen Berater wenden? Bekomme ich da eine wissenschaftliche Unterstützung? Wie packe ich das an?

Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser:

Sie haben auf vier Revolutionen aufmerksam gemacht und darauf, dass wir Technologiesprünge schon immer hatten und dass diese zur Weiterentwicklung der Branchen gehören. Aus der Erfahrung heraus kann ich sagen, dass wir regelmäßig Berufsbilder verändern. Dies ist ein Zeichen dafür, dass sich die Arbeitsumwelt verändert und dass sich Techniken wandeln.

Wir haben die Erfahrung gemacht: Im Handwerk kommt man immer dann gut voran, wenn man den Menschen die entsprechende Entwicklung aufzeigt, die mit den Produkten und den Dienstleistungen zusammenhängt, ihnen darlegt, wie sich das in einer qualitativen und natürlich auch in einer produktiven Richtung verändert. Ein Tischler, der über das Holz fühlt, begeistert sich für den Werkstoff. Wenn man mit ihm darüber redet, wie man aus diesem Werkstoff neue kreative Dinge macht, die Weiterentwicklungen für das darstellen, was er bislang getan hat, dann wird er dafür aufgeschlossen sein. Das ist unsere Erfahrung.

Deshalb ist es auch wichtig, an ganz bestimmten Stellen anzusetzen, damit sich diese Begeisterung entfachen lässt. Ein Ansatz ist beispielsweise, jetzt sehr schnell dafür Sorge zu tragen, dass sich in den überbetrieblichen Bildungszentren, in den überbetrieblichen Werkstätten, in den Kompetenzzentren diese Technologien präsentieren, dass also gerade auch die Betriebe, die sich solche Einrichtungen vom Investitionsaufkommen her noch gar nicht leisten können, Möglichkeiten haben, in Kontakt mit den neuen Technologien zu kommen. Denken Sie daran, dass auch Wertschöpfungsketten usw. verändert werden. Es wäre für viele Betriebe eine Überforderung, sie zum jetzigen Zeitpunkt einzubinden. Also sucht man sich repräsentative Orte, wo man die Technologien vorstellen kann, wo man eben etwas sehen kann und nicht nur darüber redet, was sich hinter den leistungsfähigeren Anlagen verbirgt. So kann ein Zahntechniker, der bislang konventionell gearbeitet hat, einmal wirklich erleben, wie 3D-Drucker Zahnersatz produzieren und was das gegebenenfalls für seinen Betrieb bringen kann, wenn er eine solche Technologie beherrscht und darin investiert. Das ist ein ganz wichtiger Schritt! Wir müssen also die Orte verändern, die repräsentativ solche Entwicklungen treiben, für sie begeistern und motivieren, sie anschaulich machen können.

Ein zweiter wichtiger Schritt ist für uns Folgendes: Wir bauen darauf, in die Ausbildungsbilder zu gehen und die Nischen zu entdecken, wo wir solche Veränderungen behutsam einweben können – damit sich die Verflechtung der konventionellen Technik mit der neuen Technik etwas schneller vollziehen kann. Ordnungspolitisch bedeutet dies, dass wir an dieser Stelle Tempo machen, dass wir die Berufsbilder erneuern, dass wir sie an die neuen Entwicklungen anpassen und dass dann die jungen Leute sehr schnell in überbetrieblichen Lehrgängen mit den Technologien in Verbindung kommen.

Genau dasselbe – das ist ein ganz wichtiger Punkt – kann man auf der Basis der Weiterbildung respektive der Meisterqualifizierung machen. Wir brauchen auch nicht alles in den Berufsbildern zu verändern. Es muss nicht alles neu geschrieben werden! Wir formulieren die Berufsbilder ja immer so, dass sie technologieoffen sind. Man kann also jetzt schon anfangen, an Punkten, die Handwerkskammern oder Verbände mit ihren

Fachschulen anbieten, genau in diesen Werkstätten Innovationsstätten einzurichten, wo man behutsam und vernünftig auf den Weg gebracht wird, Begeisterung entfacht, Können ermöglicht – was sich dann entsprechend in den Betrieben niederschlägt.

Moderator Holger Steltzner:

Dieses ominöse Internet der Dinge besteht ja in der Vernetzung von allem mit allem. Noch gar nicht in der Diskussion haben wir den Kunden betrachtet, der natürlich dann auch vernetzt sein wird mit allem. Er wird gleichzeitig auch ein immer aufgeklärterer Verbraucher und Kunde sein, der also Preisvergleiche wie selbstverständlich im Internet anstellt und sich dann vom Handwerker vielleicht nicht die Badewanne des Handwerkers empfehlen lässt, sondern sagt, ich habe im Internet ein Eckbadewannenmodell für soundso viel Euro gefunden. Bauen sie mir das doch bitte ein. Schon hat der Handwerker vielleicht eine andere Kalkulation, weil er die Produkte nicht mehr mitverkaufen kann. Das ist ein konstruiertes Beispiel, aber so etwas wird es, könnte ich mir vorstellen, geben.

Wie wird man denn in dieser zunehmend vernetzten Welt mit immer selbstbewussteren Verbrauchern umgehen, gerade mit Blick auf die Vernetzung, die ja ein Wesensmerkmal dieser Digitalisierung ist? Müssen wir dann, bevor wir über Datensicherheit reden – das können wir nachher auch noch machen –, erst einmal den Zugang zu den Kundendaten bekommen, die Echtzeitverarbeitung dieser Daten, die Echtzeitbaustelle, wo man mit den verschiedenen Gewerken zusammen tatsächlich eine virtuelle Baukontrolle vornehmen kann, einen Zeitplan mit allem, was man sich so vorstellen kann, Herr Otto?

Rüdiger Otto:

Es gibt schon dieses Building Information Modeling. Das ist richtig im Kommen. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wo das in einer Weise nach vorne getrieben wird, dass das im Endeffekt gar nicht mehr anders geht. Als erstes sehe ich das bei Großprojekten.

Moderator Holger Steltzner:

Das ist, für den, der das nicht kennt, eine Gebäude-Daten-Modellierung. Damit haben die Londoner die olympischen Sommerspiele rechtzeitig hinbekommen. Das hätten wir mit unserem Hauptstadtflughafen auch mal machen sollen.

(Heiterkeit)

Rüdiger Otto:

Genau. Das ist ein Prozess, bei dem alle eingebunden werden. Der Kunde und alle Parteien, die an einem Projekt arbeiten, schließen sich an, um jegliche Art von Fehlern oder Missständen zu vermeiden. Das geht bis zur letzten Schraube und bis zur letzten Lampe, die darin dokumentiert sind.

Es gibt viele Betriebe – besonders die größeren –, die in Deutschland schon sehr erfolgreich damit arbeiten. Sie wollen theoretisch schon gar nichts anderes mehr machen, weil sie es als sehr effektiv ansehen und deshalb wirtschaftlich sehr erfolgreich arbeiten.

Viele kleine oder mittelständische Betriebe sind in der Richtung natürlich noch nicht so aufgestellt. Ich befasse mich natürlich auch schon damit. Aber man ist da immer noch mit einer gewissen Vorsicht am Werke, weil man noch nicht ganz genau weiß, was da auf einen zukommt. Ich sage es so, wie es ist. Ich empfinde aber, dass wir daran ganz stark arbeiten müssen, um uns dabei einzugliedern. Ich glaube nicht, dass wir dabei außen vor bleiben.

Für uns aktuell sind sehr viele Plattformen, bei denen wir mit Kunden zusammenarbeiten – bei Kommunen, in industriellen Bereichen, bei vielen Firmen, die irgendwelche Leistungen abfragen, die dann auf einer gewissen Plattform einstellen, die wir als Unternehmen abrufen können. Wir bearbeiten die dann entsprechend und stellen das ins Netz wiederum ein. Auf der anderen Seite werden diese von den Firmen in Form eines Preisspiegels dann dargestellt. Nach einem technischen Gespräch – ich finde das persönlich sehr schwierig, weil es wie ein ebay-Verfahren abläuft – wird das wieder ins Netz gestellt. Dann sehen Sie sich selber und können sehen, wo Sie preis-

lich stehen. Daneben sehen Sie fünf oder sechs andere. Sie haben dann einige Minuten Zeit, um noch einen gewissen Nachlass zu ermöglichen, sodass der Kunde schließlich ein preisgünstiges Angebot bekommt. Ich frage mich immer, ob das der Weg sein soll für unsere Kalkulation in der Zukunft oder ob das mehr ein Abzocken von bestimmten Systemen ist.

Ich will damit sagen, dass es ein paar Sachen gibt, die nicht ganz so angenehm sind und die auch negativ behaftet sind. Ich hoffe nicht, dass sich das in der Zukunft in der Richtung verstärkt.

Aber der Kunde hat natürlich auch einen Anspruch, so schnell wie möglich die Wettbewerber am Markt zu erkennen und zu realisieren, wie der Preis sein wird. Er muss auch recht schnell zu einem Ergebnis kommen können. Wir werden da im Handwerk, denke ich, alle gefordert sein, das auch zu leisten.

Bei vielen Kommunen ist das so. Da besteht vielleicht noch die Möglichkeit für eine Vereinfachung, wenn nicht jeder sein eigenes Ding machen würde. Momentan gibt es sehr viele Plattformen. Da stellt man sich schon die Frage, warum man sich nicht einigen kann, sodass man mit einem System nur arbeiten würde. Das gilt zumindest für die Kommunen. Die Stadt Köln hat ein anderes System als die Stadt Düsseldorf usw.

Moderator Holger Steltzner:

Ich denke, das ist nicht mehr State of the Art. Wahrscheinlich muss sich das Handwerk darauf einstellen, dass das künftig alles in Echtzeit passiert. So ist das zumindest für uns im Medienbereich. Die gute alte Papieranzeige für den Stellenmarkt ist sowieso schon lange Vergangenheit. Dann dachte man, mit den Internetseiten erzielt man Erlöse durch Bannerwerbung. Das ist auch nicht mehr der Fall. Mittlerweile wird in Echtzeit jede kleine Werbefläche von Google „verauktioniert“.

Ein anderes Beispiel zum Thema „Datenwolken“: Dazu können Sie wahrscheinlich, Herr Grün, noch viel mehr sagen, was in Echtzeit passiert, wie das Marketing darauf reagiert. In Amerika wurde bei Sportübertragungen, wo diese beson-

ders attraktiven Werbeplätze versteigert werden, der zu Beginn angesetzte Werbespot während der Sportübertragung abgesetzt und durch einen neuen ersetzt, weil nämlich das Beratungsunternehmen KPMG über Facebookabrufe ermittelt hat, dass diese geschlechtsspezifische Darstellung in dem Spot nicht ankam. Dazu werteten die in Kooperation mit Microsoft täglich 72 Milliarden Facebook- und Twittereinträge aus, um negative oder positive Sachverhalte zu filtern.

Das alles ist das Internet der Dinge. Das ist Echtzeitkommunikation. So etwas wird sicherlich auch in Preisverhandlungen mit Großprojekten stattfinden. Das zeigt am Beispiel von KPMG aber auch, die eigentlich eine technikferne Dienstleistungsunternehmung war und vor allen Dingen eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, wie sie sich gewandelt hat.

Bevor wir vielleicht noch einmal zu Herrn Grün und diesem Auktionssystem und dem Echtzeitphänomen kommen, Herr Bombis, die Frage: Sind die Politik und auch die deutsche Wirtschaft und Gesellschaft auf diese Veränderung wirklich vorbereitet, oder ist das etwas, was diffus wahrgenommen wird und uns doch immer wieder überrascht, wenn wir Einzelbeispiele hören?

Ralph Bombis:

Ich glaube, dass diese eklatanten Beispiele immer wieder beeindruckend sind und dann stets erneut dazu führen, sich zu vergegenwärtigen, dass man sich auf solche Veränderungen stärker einstellen muss. Das hat insbesondere auch etwas mit Geschwindigkeit zu tun, auch mit dem Tempo von Anpassungs- und Entscheidungsprozessen. Das gilt sicherlich auch für die Politik und für den Bereich der Wirtschaft. Es gibt ja nicht die Wirtschaft, es sind die einzelnen Unternehmen. Einige Unternehmen werden sich schneller darauf einstellen als andere, unabhängig von der Größe. Das haben wir eben schon zum Teil diskutiert. Ich denke, dass das sicherlich auch auf die Politik zukommen wird.

Gerade deswegen müssen wir uns mit diesen Themen auseinandersetzen. Ich bin ganz sicher, dass diese Entwicklung nicht nur die Frage aufwirft, ob wir bereits darauf eingestellt sind, sondern dass wir sozusagen aufgrund der Tatsache,

dass wir mitten in dieser Entwicklung sind, uns täglich stärker darauf einstellen müssen, um in der Lage zu sein, zukünftig die Bedingungen zu beschreiben und auch den Unternehmen – das ist mir an der Stelle ganz wichtig – die Möglichkeiten zu geben, sich auf diese Entwicklung einzustellen.

Es ist ja gerade schon mehrfach angeklungen, dass viele Unternehmer gerade im Mittelstand aufgrund einer erfreulichen Auftragslage vielleicht nicht die Chance haben, sich auf bestimmte Einwicklungen einzustellen. Gerade deswegen müssen wir natürlich im Blick behalten, dass wir auch, was die Belastungen der Unternehmen mit sonstigen Fragen angeht, sehr genau schauen müssen, wie wir den Betrieben und den Unternehmerinnen und Unternehmern die Möglichkeit geben, auch die Freiheiten zu haben, sich auf solche Entwicklungen einzustellen. Auch das ist etwas, was wir bei der ganzen Diskussion nicht aus dem Blick verlieren sollten.

Moderator Holger Steltzner:

Herr Grün, zum Echtzeitphänomen. Fallen Ihnen noch andere gravierende Beispiele ein, um das deutlich zu machen, was da passiert, Echtzeitkommunikation in einer vernetzten Welt?

Dr. Oliver Grün:

Zunächst einmal ist die Grundlage sehr spannend, wie ich finde. Die Grundlage dieser Echtzeitkommunikation ist erst einmal die Anzahl der Daten. Da gibt es diesen berühmten Satz. Das war einmal für das Jahr 2002 ausgerechnet worden. Heute ist es so, dass wir jeden Tag mehr neue Daten produzieren, als die gesamte Menschheit bis 2002 produziert hat. Das ist natürlich sehr eindringlich. Ich rede jetzt nicht über die Qualität der Daten, wenn wir etwa von Facebookeinträgen oder so etwas sprechen. Es ist einfach eine unglaubliche Menge an Daten, die jeden Tag produziert wird. Professionell sind das Themen wie Big Data. Da sagt man eben, dass es riesige Datenmengen sind. Aus diesen Datenmengen lassen sich auch Entscheidungen oder Verhaltensweisen für die Zukunft ableiten.

Ich habe ein schönes Beispiel zu dem, was wir selber machen. Unser Kunde ist Wikipedia. Kennt jeder von Ihnen. Sie schlagen dort sicherlich im Internet etwas nach. Seit ein paar Jahren machen wir mit Wikipedia diese Spendenkampagne vor Weihnachten, die Sie sicherlich auch immer nervt. Da fährt dieser Banner herunter. Dort werden, weil Wikipedia diesen offenen Gedanken hat, all diese Daten veröffentlicht. Das ist mit Business Intelligence Modulen von unserem Unternehmen gemacht worden. Wir haben in Echtzeit feststellen können bis auf die Farbe des Formulars und auf die Stelle, wo ist der Button und wie ist der Satz formuliert, gibt es Veränderungen in der Spendenbereitschaft in der Bandbreite von 50 bis 60 Prozent. Das ist enorm. Es gibt zum Beispiel einen Spruch, der, wie sofort festgestellt worden ist, zu einer bestimmten Uhrzeit besonders gut wirkt. Das war der Spruch, der jetzt sehr häufig eingeblendet wird, in dem steht: Wenn Sie jetzt alle spenden würden, dann wäre die Spendenaktion in fünf Minuten beendet. Dieser Spruch funktioniert um wohl 60 Prozent besser als alle anderen.

Das heißt, es ist hochspannend, welche Auswirkungen das hat. Natürlich könnte man das auch im Handwerk, wenn man elektronisch Werbung macht, im Marketing nutzen. Das ist einmal das Thema mit der Wolke. Sie hatten das eben verbunden mit dem Internet der Dinge.

Im Internet der Dinge ist es ein bisschen so, dass das Internet unverschämterweise auch noch aus dem Monitor herauskommt. Bisher ist das Gott sei Dank immer noch im Monitor.

Wir alle haben diese Smartphones. Es gibt inzwischen ungefähr fünf Milliarden vernetzte Geräte – im Wesentlichen durch Smartphones und Tablets. Bei der ersten digitalen Blase 2000 waren es null Geräte, jetzt sind es fünf Milliarden. Bis 2020 werden es – darin sind sich Wissenschaftler einig – 50 Milliarden sein. Das ist natürlich nicht deshalb, weil wir dann alle 50 Handys in der Tasche hätten, sondern weil das Mikrofon hier und der Aufzug und der Stift eine IP-Adresse haben und selber im Netz sein werden. Dadurch entstehen aber natürlich auch neue Geschäftsmöglichkeiten.

Ein ganz schönes Beispiel dazu: Thyssen stellt Aufzüge her. Man fragt sich, wie die jetzt eine

digitale Transformation machen können. Sie sind hingegangen und haben es auf den Kundennutzen gedreht. Wir haben eben schon gesagt, wir hätten bisher zu wenig die Kunden in den Blick genommen. Ich denke, entscheidend ist, dass man sich auch als Handwerker oder als Mittelständler überlegen muss, wie ich den Kundennutzen verbessern könnte. Thyssen hat eben festgestellt, dass die größte Unzufriedenheit und auch die größten Kosten im Service entstehen, wenn ein Aufzug hängenbleibt. Die Frage ist, warum bleibt er hängen. Man hat festgestellt, dass die Mehrzahl letztlich an den Türen hängt, wenn die irgendwie verkannten. Außerdem ist festgestellt worden, dass die vorher immer knarzen. Sie haben deshalb in ihre Aufzüge Mikrofone eingebaut, hören jetzt das Knarzen ab. Jeder Aufzug ist im Internet der Dinge. Das heißt dieser Aufzug sendet diese Wav-Datei, also dieses Knarzen der Tür auf eine Cloudplattform.

Die werten das automatisch aus und können sofort sagen, in dem Gebäude wird nächste Woche der Aufzug ausfallen, und können im Prinzip proaktiv den Aufzug warten. Dann kommt also der Wartungsmitarbeiter und sagt, morgen fällt der Aufzug aus. Es ist wirklich signifikant so.

Zweitens könnten sie ihr Geschäftsmodell – das haben sie wohl noch nicht gemacht – ändern, wie es Rolls-Royce gemacht hat, und sagen, ich verkaufe den Aufzug gar nicht mehr, sondern ich verkaufe Betriebsstunden und eine Ausfallquote, die deutlich geringer ist als die aller Wettbewerber.

Das ist ein kleines Beispiel für Digitalisierungsgeschichten. Alles, was digitalisiert – auch im Handwerk, denke ich, wird das so sein –, hängt irgendwie mit Daten zusammen. Ich muss also immer einen Mehrwert durch Daten haben. Ich stelle ein tolles Produkt her. Wie kann ich es durch Daten verbessern. Sie haben eben BIM – Business Information Modeling –, bei dem man in einem Haus mit einem iPad herumgehen, die Wand ansehen und erkennen kann, wo die Kabel entlanglaufen. Wenn man ein Bild an die Wand hängt, geht man dann vielleicht nicht in die Wasserleitung. Es geht aber noch viel mehr. Man kann letztlich die Energiekosten senken. Dann habe ich einen Nutzen durch Daten.

Ich kann auch durch Big Data – also durch diese vielen Mengen – feststellen, welche Farben bestellte Kleider haben. So kann man ablesen, welches wahrscheinlich im Sommer die Trendfarbe sein wird. Also könnte ich, wenn ich Kleiderhersteller bin, daraus meine Produktion ableiten und vielleicht mehr diese Farbe nehmen. Ich würde das dann nicht nur in der Zeitung lesen, sondern selber für mich über eine ganz andere Filterung von Daten feststellen und daraus für mich einen Vorteil – auch als Handwerksbetrieb – ziehen.

Gehen wir noch ins Schuhhandwerk. Es gibt inzwischen Möglichkeiten, die Fußsohle zu scannen, also 3D. Wieso gehe ich nicht als Schuhhandwerker hin und sage, ich mache immer noch meinen hochwertigen Schuh, aber diese Sohleneinlage produziere ich individuell. Das ist die Chance, die vorhanden ist. Warum ist es nicht ein deutsches Unternehmen, das jetzt damit die Welt erobert und diese Schuhsohlen in die ganze Welt liefert?

Moderator Holger Steltzner:

Da hätte ich ein Beispiel aus dem Nordhessischen. Ein Schuhmacher kam auf die Idee, genau solche Sandalen herzustellen, als er in Sydney am Strand lag. Er hat dann eine Online-Plattform aufgebaut und liefert die Sandalen sehr erfolgreich in die ganze Welt. Ein Superhandwerker, der das für die Welt entwickelt hat.

Dr. Oliver Grün:

Man muss sich einfach nur öffnen, darüber nachzudenken.

Moderator Holger Steltzner:

Herr Esser, Sie wollten direkt dazu etwas sagen.

Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser:

Das hat nicht nur etwas mit Öffnen zu tun. Ich möchte noch einmal auf die Voraussetzungen zurückkommen. Das ist mir wichtig. Das kommt mir in der Diskussion zu kurz.

Es gibt diese Beispiele. Die sind auch richtig. Sie treiben die Ideen für Innovation. Aber wir müssen auch die Grundlagen dafür schaffen, dass wir das können. Was nützen mir die Beispiele, wenn sich die Menschen – etwa die Schuhmacher – an der Stelle nicht weiterentwickeln? Deshalb noch einmal zurück zum zentralen Thema „Bildung“. Wir lassen völlig außer Acht, dass wir in Deutschland immer noch keinen Standard für die Schlüsselqualifikation „Informationstechnisches Wissen“ haben. Unsere jungen Leute kommen heute nach der zehnten Klasse aus den Schulen und haben immer noch keinen Bildungsstandard auf diesem Gebiet. Sie bringen noch keinen Bildungsstandard mit, was uns in den ausbildungspolitischen Überlegungen hemmt, weil wir nicht wissen, was wir von Schulabsolventinnen und -absolventen erwarten können – um in der Ausbildung genau an deren Grundwissen in systemischen Fragen anknüpfen zu können. Das betrifft etwa den Aufbau von Computern, die Funktion von Programmen oder die Datensicherheit.

Wir hatten im Handwerk 2005/2006 eine Initiative, die das Ziel verfolgte, den Computerführerschein für alle Auszubildenden einzuführen. Das war von der Idee her im Grunde ein guter Weg, eine Grundqualifikation in diesem Bereich zu schaffen. Diese Idee hat sich aber nicht durchgesetzt. In den Schulen ist es immer noch so, dass wir die informationstechnische Kompetenz als Standard nicht voraussetzen können.

Wenn man fragt, wie man Deutschland für den weltweiten Wettbewerb in Sachen Digitalisierung fit macht, dann fängt das meines Erachtens an dieser Stelle an. Das ist ganz wichtig! Es wäre handwerkspolitisch sehr bedeutsam, wenn man in Nordrhein-Westfalen – Bildung ist ja Ländersache – vielleicht zu einem Vorreiter auf diesem Gebiet wird. Ich habe gehört: Im März soll eine große informationstechnische Aktion gestartet werden. In diesem Zusammenhang sollte noch einmal angesprochen werden, inwieweit man auf diesem Feld vorangehen kann, um eine Grundlage in der Allgemeinbildung zu schaffen, auf die wir in der beruflichen Bildung aufbauen können.

Moderator Holger Steltzner:

Wäre das nicht etwas für die Enquete-Kommission, auch wenn das nicht direkt Bildungspolitik ist?

Ralph Bombis:

Wir werden uns sicherlich im Rahmen dieser Enquete-Kommission nicht mit Schulpolitik befassen, aber wir beschäftigen uns natürlich mit Bildungspolitik, weil – das ist auch schon deutlich geworden – die Themen „Bildung“ und „Weiterbildung“ wie viele andere Punkte auf der Agenda im Rahmen der Enquete-Kommission stehen. Das Thema „Fachkräftemangel“, das Thema „Nachfolgefragen“ und viele andere Themen hängen unmittelbar mit dem Bildungsthema zusammen. Das ist auch eine der Stärken, die das Handwerk seit jeher gezeigt hat, die das Handwerk ausmachen. Daher ist Qualifikation und Qualifizierung ein großes Thema. Selbstverständlich werden wir uns im Rahmen der Enquete-Kommission auch mit dieser Fragestellung befassen.

Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser:

Und wenn die Bundesländer das nicht hinkommen: Das Handwerk könnte das auch bundesweit alleine machen. Dazu bedürfte es lediglich eines entsprechenden Beschlusses in der Handwerksorganisation und einer blitzgescheiten Umsetzungsidee. Die Ressourcen dafür – beispielsweise die Bildungs- und Kompetenzzentren, ggf. auch die berufsbildenden Schulen – sind vorhanden.

(Ralph Bombis: Genial! Das würde ich absolut unterstützen!)

Aussprache

Moderator Holger Steltzner:

Da haben wir direkt eine produktive Idee, die danach ruft, im Publikum beantwortet zu werden. Wie ist Ihre Haltung dazu? Haben Sie Fragen? Haben Sie Diskussionsbeiträge, um die Runde nun auch zu Ihnen zu öffnen? Ich finde, das ist eine großartige Idee, Herr Esser. – Ich sehe schon eine Wortmeldung.

Alexander Konrad:

Ich habe eine philosophische Frage: Ich habe Big Data so verstanden, dass, wenn früher einer eine Stellschraube oder ein Datum hatte, er dann das gemacht hat. Jetzt werden eine Million informiert, dass ihnen was fehlt. Das heißt, für mich ist mit dieser Datenmenge nicht unbedingt ein Produktivitätsfortschritt oder Nachhaltigkeit verbunden. Ich meine, dass vitale Bedürfnisse der Menschen Nachfrage auslösen und Big Data noch kein Wert an sich ist. Das nur als philosophischer Impuls.

Dr. Oliver Grün:

Das bestreite ich. Es ist ja nicht so, dass eine Million informiert werden, dass irgendetwas ist, sondern Big Data heißt wirklich, dass man aus diesen Daten eine Entscheidung für ein unternehmerisches Handeln fällen kann. Das hat natürlich einen Effektivitätsvorteil. Zum Beispiel hat man bei UPS durch Big Data festgestellt, dass die Fahrer nur rechts abbiegen sollten, weil sie beim Linksabbiegen Unfälle machen. Sie müssten zehn Million Dollar im Jahr einsparen, wenn sie alle rechts abbiegen. Sie haben dann aber keine schlechtere Zustellquote. Hinterher haben sie, glaube ich, sogar 20 Millionen Dollar gespart. Auch das Beispiel mit den Kleidern von eben gilt dafür. Das ist wirklich eine Folge in meiner betriebswirtschaftlichen Entscheidung, die mir dann natürlich einen Informationssprung verschafft, wodurch ich auch einen Wettbewerbsvorteil habe. Ich sehe das also anders.

Moderator Holger Steltzner:

Ein anderes Beispiel eines persönlichen Nutzens hätte ich als Autoversicherter, der sein Fahrzeug versichert, indem ich über Big Data mit der Black Box meine Fahrweise so anpasse, dass ich, wenn ich das möchte – ich persönlich habe das nicht; aber es gibt das und viele machen das –, praktisch eine Prämiensparnis habe. Ähnliche Beispiele habe ich aus dem Medizinbereich gehört – ich kenne die jetzt nicht persönlich –, dass man über Big Data natürlich über diese hohen Fallzahlen der Diagnostik Entwicklungen erkennen kann. Es gibt ähnliche Beispiele wie das von Ihnen genannte Aufzugbeispiel. Rolls-Royce haben Sie als Triebwerkshersteller genannt. Da gibt es auch schon Warnungen in den Flugzeugmotoren, wenn sich Teile kritisch verhalten, die dann gewartet werden müssen, bevor etwas passiert. Genauso ist es im Automobilbereich, wenn die Roboter, die ja, wenn sie ausfallen, zu einer wirklichen Produktionsunterbrechung führen würden, gewartet werden, weil die Systeme – auch das ist Big Data und Echtzeitanalyse – vorher signalisieren, dass da etwas passiert. Ich glaube, es ist mehr als nur diese reine Buchempfehlung von Amazon.

Dr. Oliver Grün:

Als letztes noch: Die Polizei in San Francisco zum Beispiel hat ihre Aufklärungsquote über Big Data wohl nachweislich erhöht. Das heißt, man wertet genau aus, wann finden wo zu welcher Sekunde welche kleinen kriminellen Handlungen statt. Wie ist das Wetter? An welcher Stelle war das letzte Verbrechen? Die Officers begeben sich dann an die Stelle, wo vermutlich das nächste Verbrechen stattfinden wird. Dadurch hat man, glaube ich, die Aufklärungsquote um 30 Prozent erhöht. Das kann ich jetzt nicht verifizieren. Aber das sind eben klassische Beispiele, die auch in diese Richtung gehen.

Moderator Holger Steltzner:

Aber philosophisch würden Sie vielleicht gleich nachschieben, der Minority Report lässt grüßen. Wenn ich schon verhaftet werde, bevor ich das Verbrechen begangen habe, stellen sich ganz andere Fragen.

(Heiterkeit)

Herr Ehlert, Sie hatten noch eine Frage.

Andreas Ehlert:

Ich habe eine Frage: Herr Dr. Grün, Sie hatten zwischendurch diese Plattformen angesprochen: „Airbnb“ oder jetzt auch „Uber“. Das verändert ja auch den Wert von Arbeit. Diese On-Demand-Plattformen, dass Menschen zur Verfügung stehen, um zu bestimmten Zeiten in Arbeitsprozesse einzusteigen, das ist komplett anders als die Art und Weise, wie wir bisher in Deutschland einen starken Mittelstand wahrgenommen haben. Leitlinie solcher Plattformen ist es: Jeder hält sich bereit und ist dann, wenn er gefragt wird, zur Stelle.

Herr Otto hat das ein ganz klein bisschen schon für die Baubranche beschrieben, dass man permanent sehen kann, wo man sich einbringen kann. Gleichzeitig unterbietet man sich auf Plattformen gegenseitig, mit der Konsequenz, dass es womöglich auf Dauer keinen stabilen, wohlhabenden Mittelstand in Deutschland mehr geben wird. Den Mittelstand, der dieses Land stark gemacht hat und stark hält.

Lässt sich national überhaupt dagegenhalten, oder ist das ein unumkehrbarer Prozess, dass es sehr wenige Gewinner gibt? Ich glaube, „die vier Großen“, die da herumlaufen, sind mächtiger als alle DAX-Konzerne, die wir in Deutschland haben, zusammen. Ist dagegen überhaupt nichts mehr zu machen? Haben wir das so hinzunehmen? Und es gibt wenige, die dann vielleicht irgendwelche Plattformen betreiben, und ganz viele, die da nur noch als Beobachter sagen müssen, „da greife ich jetzt ein, zu welchen Preisen auch immer“, vielleicht um noch Arbeitsplätze zu erhalten, die dann letzten Endes auch nicht mehr auskömmlich sind für unsere Mitarbeiter.

Dr. Thomas Köster:

Ich darf an den Beitrag von Andreas Ehlert unmittelbar anknüpfen. Es stellt sich die Frage: Sind die großen Plattformen, die die Arbeit gar nicht selber erledigen, sondern andere machen lassen, unser Schicksal? Werden dadurch die Machtver-

hältnisse an den Märkten grundlegend umgestaltet?

An Herrn Dr. Grün habe ich folgende Frage: Welche Bereiche zum Beispiel der regionalen Wirtschaft sind für solche digitalen Plattformen weniger zugänglich? Wie ist das mit der kritischen Größe, die eine Plattform erreichen muss, um überhaupt funktionieren zu können? Gibt es dadurch nicht auch aufgrund der Netzwerkökonomie die Folge, dass derjenige, der mehr Big Data hat, einen solchen Wettbewerbsvorsprung bekommt, dass andere gar nicht mehr vom potenziellen Wettbewerb her in den Markt hineinkommen können oder es zumindest für sie außerordentlich schwierig ist?

Sie, sehr geehrter Herr Dr. Grün, sind doch selbst auch Mittelständler. Wie könnte der Mittelstand zu eigenen Plattformen als proaktive Gegenstrategie kommen? Interessant ist, dass beispielsweise eine Plattform wie MyHammer, bei der bestimmte Handwerksleistungen auktioniert werden, bisher nicht die große Erfolgsstory geworden ist, obgleich diese Firma doch wohl schon etwa zehn Jahre existiert. Das sind – auch das, was Andreas Ehlert gerade angesprochen hat – die eigentlichen strategischen Fragen, die für die Zukunft des Mittelstands und des Handwerks von allergrößter Bedeutung sind. Es wäre für uns außerordentlich wertvoll, wenn Sie, Herr Dr. Grün, als Mittelständler uns sagen könnten, wie wir nicht in Schicksalsergebenheit gegenüber einer säkularen Entwicklung verharren, bei der man am besten sofort kapituliert, sondern wie wir stattdessen proaktiv Gegenwehr organisieren. Das wäre – so meine ich – auch spannend für die Enquetekommission zur Zukunft von Handwerk und Mittelstand des NRW-Landtags.

Dr. Oliver Grün:

Vielen Dank für die Fragen. – Zunächst einmal sehe ich das natürlich nicht so, dass wir uns diesen vorhandenen Plattformen ergeben müssen. Wir haben sehr viel darüber gesprochen, was ist Digitalisierung, wie ist Digitalisierung möglich. Die Fragestellung, die Sie aufmachen, ist natürlich ein sehr großes Thema.

Ich will dazu Folgendes sagen: Zunächst einmal glaube ich nicht, dass es in Deutschland richtig

wäre, das Silicon Valley zu kopieren. Es gibt viele Sachverhalte, die ich da sehr gut finde, aber wir sollten das nicht kopieren, sondern wir sollten im Prinzip das, was den deutschen Mittelstand ausmacht, mit Nutzung von Digitalisierungsmöglichkeiten entwickeln. Also das sollte nicht mit Verteufelung von Daten geschehen, sondern mit Nutzung von Daten. Mit der Kombination aus Innovation, Vernunft und Verantwortung, was quasi den Mittelstand ausmacht und was sicherlich anders ist als in amerikanischen Konzernen, sollten wir das zusammenführen.

Wir haben dort sogar Ansätze entwickelt, wie sich Mittelstand miteinander vernetzen kann, um gemeinsam unter Erhalt der Eigenständigkeit und der Autarkie der einzelnen mittelständischen Unternehmen ein digitales Ökosystem zu schaffen und gemeinsam entlang der Wertschöpfungskette ein Gegengewicht gegen das Silicon Valley aufzubauen. Ich bin überhaupt nicht jemand, der sagt, wir müssten uns dem ergeben. Ich denke auch nicht, dass wir das tun müssen.

Das deutsche Handwerk hat ja schon einmal eine solche Plattform gemacht. Die ist seinerzeit gescheitert. Ich glaube, die Zeit war dafür einfach zu früh. Ich habe eben etwas gesagt von null Milliarden vernetzten Geräten, jetzt 5, dann 50. Es ist auch die Frage, wann ist es an der Zeit. Vielleicht wäre es jetzt an der Zeit, noch einmal eine solche gemeinsame Aktion zu starten, eine Plattform aufzubauen. Ich denke auch, dass es immer mehr regionale Verbindungen geben muss, die sich aber dann auch digital und tatsächlich zusammenfinden. Im Prinzip ist es so, dass wir noch alle Chancen haben. Wir müssen uns einfach sehr positiv mit den Möglichkeiten auseinandersetzen, mit diesen Datenbeispielen, die ich genannt habe. Aber gerade für einen Bereich wie das Handwerk, der so gut organisiert ist und zusammenhält, ist jetzt der Zeitpunkt erreicht, um vielleicht wieder eine Plattform an den Markt zu bringen.

Bei einem Unternehmen wie MyHammer, das schon lange da ist, wurde aber vielleicht ein Zeitpunkt verpasst. Wir haben in Deutschland das Problem, dass wir nicht genug Wachstumskapital haben. Das ist ein riesiges Problem. Da sind uns die Kollegen in den USA um das Zehn- bis Hundertfache voraus. Da gibt es einfach viel

mehr Risikokapital am Markt. Wir müssen einfach auf der einen Seite die Chancen sehen.

Zur ethischen Diskussion über Daten und Digitalisierung möchte ich noch sagen, ich denke, dass es in der Digitalisierung viel gefährlichere Entwicklungen gibt, über die wir nie sprechen, über die wir aber sprechen müssten. Das ist so etwas wie das, was inzwischen alle Politiker dem anderen nachsagen: Alles, was sich digitalisieren lässt, wird digitalisiert. Auch wenn Sie das von mir nicht glauben, so bin ich überhaupt nicht der Meinung. Ich meine vielmehr, dass das nicht sein darf. Wenn man zum Beispiel autonome Kriegsführung sieht, also Drohnen, die irgendwo aus den USA gesteuert werden, dann drückt einer auf den Knopf und schießt. Die sind kurz davor, dass die selber entscheiden, ob sie schießen, weil sie meinen, in der Kamera einen Feind erkannt zu haben, dann noch andere Drohnen rufen. So wird dann irgendwann ein elektronischer Krieg entstehen. Wir sind kurz davor. Darüber regt sich kein Mensch auf. Aber wir diskutieren halt über Datenschutz und die Uber-Problematik.

Ich glaube, es gibt schon viele Themen, bei denen wir jetzt einen Riegel verschieben müssen, was die Digitalisierung nicht sollte. Aber bei dem Thema „Plattformen schaffen“ kann ich nur dazu aufrufen, zum Beispiel eine Handwerksplattform zu entwickeln. Mit der Macht dieser Gemeinsamkeit, die im Handwerk besteht, könnte man solche Plattformen aufbauen. Ich stehe dafür natürlich auch gerne zu Gesprächen zur Verfügung.

(Heiterkeit)

Ich hätte dazu viele Ideen. Die will ich jetzt hier nicht alle ausgießen, aber gerne einmal in einem Gespräch.

Moderator Holger Steltzner:

Eine Nachfrage von mir: Wie wichtig ist denn für eine solche Plattform das Argument der Datensicherheit? Wir alle haben nicht nur im Politischen die Erfahrung mit NSA gemacht. Selbst die Ministerien und auch die EZB sind abgehört worden. Wir alle wissen, dass die NSA nicht die einzige Einrichtung ist, die zuhört, sondern das tun auch alle anderen. Dieses Unbehagen, dass diese Daten irgendwohin wandern und man

überhaupt keine Kontrolle mehr darüber hat, wäre doch eine Steilvorlage für eine Cloud im Handwerk, dem man vertrauen könnte.

Dr. Oliver Grün:

Ja, absolut. Wir können daraus doch einen Nutzen machen und sagen, wir bauen als Handwerk diese Handwerkercloud auf, hosted in Germany, indem wir mit deutschen Datenschutzgesetzen vorwärtsgen. Also wenn man uns weltweit etwas abnimmt, glaube ich, ist es das, dass wir für guten Datenschutz plädieren. Also könnte das doch auch ein Geschäftsmodell für eine solche Handwerkerplattform sein. Wir müssen einfach einen Binnenmarkt schaffen, der eigentlich da ist, und wir müssen offen sein, das auch mit digitalen Mitteln zu verwirklichen. Diejenigen, die dann auf einer solchen Plattform agieren, tun das dann ja auch freiwillig. Ich denke schon, dass die in Deutschland vorhandenen hohen Datenschutzregularien – jetzt auch in der EU – ein Wettbewerbsvorteil sein können.

Prof. Dr. Jürgen Bock:

Ich komme von der Hochschule Bochum und habe eine Frage an Herrn Esser. Vorhin ist einleitend von Herrn Ehlert der Markenkern des Handwerks mit den Stichworten „Qualität“ und „Qualifikation“ beschrieben worden. Wir alle haben die Veränderungen erlebt, die sich im Kontext von „Industrie 3.0“ ergeben haben: Berufsbilder sind angepasst worden, ganz neue Ausbildungsberufe wurden entwickelt und das Arbeitsumfeld hatte sich drastisch verändert. Daher meine Frage:

Gibt es beim Bundesinstitut klare Vorstellungen darüber, welche Änderungen sich durch „Handwerk 4.0“ für die Berufsbilder ergeben, gibt es gegebenenfalls auch für das Handwerk neue Berufsbilder, über die derzeit schon diskutiert wird?

Prof. Dr. Friedrich Hubert Esser:

Wir sind zurzeit dabei, das zunächst einmal empirisch aufzunehmen. Wir sind in unterschiedlichen Branchen und Berufen unterwegs, um zu

erfassen, wie sich die Arbeitswelt und die Anforderungen verändern. Darauf aufbauend wollen wir mit den Vertretern aus den Berufsbereichen diskutieren, inwieweit Berufsbildveränderungen notwendig werden.

Jetzt schon können wir sagen: Der Wandel wird sich nicht über alle Berufe gleichermaßen vollziehen. Es wird also auch Berufe geben, in denen sich mehr Veränderungen abzeichnen, ferner Berufe, in denen es weniger Veränderungen geben wird. Wichtig ist und bleibt aber: Es wird nicht allein darum gehen, Berufsbilder einfach neu zu schreiben; vielmehr sind die Berufsbilder heute schon „technologieoffen“.

Folglich tragen technologieoffene Berufsbilder auch dazu bei, dass Ausbildungsinhalte den Strukturwandel begünstigen und nicht hemmen. Berufsbilder bieten erst einmal genug Spielraum dafür, das umzusetzen, was technologische Entwicklungen heute erfordern. Es wird aber Berufe geben, über die wir schon jetzt sagen können: Sie wandeln sich derart, dass es zu signifikanten Veränderungen des Qualifikationsgefüges kommt. Dazu gehören Installationsberufe und energietechnische Berufe.

Es werden sich über diese neuen Anforderungen gegebenenfalls auch Fragen ergeben, die andere

Qualifizierungsformen notwendig machen – von „Dualen Studiengängen“ ist in diesem Zusammenhang oft die Rede. Überhaupt sind wir gespannt, inwieweit sich auch ganz neue Strukturen von Bildung entwickeln werden.

Moderator Holger Steltzner:

Das ist eine produktive Diskussion gewesen. Wir haben nämlich zwei Vorschläge, die ich am Ende noch einmal erwähnen möchte. Einerseits könnte man, wenn das Handwerk möchte, eine Datenbankplattform, eine Datenwolke in Eigenregie entwickeln, die ein Vertrauensiegel hätte. Andererseits könnte man vielleicht IT-Mindestqualifikationen oder gewünschte Qualifikationen im schulischen oder im praktischen Ausbildungsbereich definieren, um die Aufgaben anzupacken. Insofern danke ich Ihnen – Herr Otto, Herr Bombis, Herr Esser und Herr Grün – für diese Diskussion. Ich danke Ihnen auch für die rege Beteiligung.

Wir kommen nun zum Schluss. Ich bitte dazu Herrn Hering, das alles zusammenzufassen.

Ich bedanke mich ganz herzlich bei Ihnen.

(Beifall)

Schlusswort

Hans-Joachim Hering, Vizepräsident des Nordrhein-Westfälischen Handwerkstags

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich wünsche Ihnen von dieser Stelle ebenfalls alles Gute zum neuen Jahr.

Das Podium hat sich heute mit der Frage auseinandergesetzt „Revolutioniert die Digitalisierung das Handwerk?“. Ich habe mich schon seit Wochen auf diese Zusammenfassung gefreut, aber ihr auch mit einem gewissen Bangen entgegengeschaut. Die Frage ist immer, ob das Podium UKW sendet und ich Mittelwelle empfangen. Ich habe mir alle Mühe gegeben. Hören wir, was dabei herausgekommen ist.

Der Moderator, Herr Steltzner, meint: Digitalisierung findet in einer unfassbaren Geschwindigkeit statt. Die Leistungsfähigkeit verdoppelt sich alle zwei Jahre. Er hat dieses Beispiel mit der Schachbrettgeschichte angeführt und gefragt: Sind wir dafür gemacht, sind wir nicht eher für Evolution als für Revolution geschaffen?

Professor Esser äußert dazu die Meinung: Hier muss eine Abgrenzung stattfinden zwischen Handwerk, Industrie 4.0 und der Digitalisierung. Die Digitalisierung in den Unternehmen ist ein evolutionärer Prozess. Wir erreichen zurzeit eine Schallmauer bei der Produktivität. Dadurch verändern sich Arbeitsbedingungen.

Herr Steltzner spricht die Mission Google an und sagt: Die Mission von Google soll sein, die Welt permanent zu informieren. Eine Antwort sollte in Zukunft ohne eine Frage gegeben werden können.

Herr Bombis meint: Die Aufgabe besteht darin, diese ungeheure Menge an Daten verantwortungsvoll zu managen. Es gilt, nicht nur die Chancen zu nutzen, sondern auch die Ängste der Menschen ernst zu nehmen und Rahmenbedingungen zu setzen. Es ist eine Frage der gesellschaftlichen Teilhabe – privat und im Arbeitsprozess.

Herr Steltzner erinnert an Kodak. Auf dem Höhepunkt habe Kodak 150.000 Mitarbeiter gezählt. Instagram wurde vor zwei Jahren für eine Milli-

arde verkauft und hatte ganze zwölf Mitarbeiter. Es gibt hier zwei Gruppen von Mitarbeitern, diejenigen, die die Programme machen und diejenigen, die die Programme anwenden. Wer wird am Schluss reich sein?

Herr Otto meint: Viele sind in Sorge, dass sie wegrationalisiert werden. Büroarbeit und Kommunikation sind völlig anders geworden. Die Frage ist, ob alle Mitarbeiter da letztendlich noch mitkommen. Das wird noch mehr werden im Bereich der Vielfalt der Angebote und Produkte. Mehr Arbeit mit weniger Kräften ist angesagt.

Herr Steltzner fragt: Gibt es nicht auch neue Arbeitsplätze? Müssen wir uns Sorgen machen, nicht mehr genug zu haben?

Herr Dr. Grün vertritt dazu die Meinung: Ja, wir haben mehr Chancen als Risiken. Jede technische Revolution hat in der Vergangenheit letztlich mehr Arbeitsplätze geschaffen. Kodak war ein Managementfehler, weil es zwar die digitale Fotografie erfunden hat, diese Entwicklung aber weggeschlossen hat, weil Kodak den Vorteil nicht erkannt hat. Manche Entwicklungen gehen zuerst langsam, dann hinterher rasend schnell. Dadurch verändert sich der Markt. Wir haben jetzt die Gelegenheit, die Chancen nach vorne zu tragen.

Herr Steltzner verweist auf die schneller werdende Entwicklung bei der technischen Revolution. Wie erkennen Manager diese Chancen?

Professor Esser antwortet darauf: Die Kernaufgabe ist die Personalentwicklung, alle mitzunehmen – gerade auch ältere Mitarbeiter, aber auch die Jungen – und Interesse und Freude an der neuen Entwicklung zu wecken. Lernprozesse beginnen mit Motivation. Perspektiven um das Produkt herum müssen deutlich gemacht werden.

Herr Steltzner fragt: Muss das Geschäftsmodell auch überdacht werden? Sind es eher umwälzende Entwicklungen? Muss man Handwerk neu überdenken oder erfinden?

Herr Otto führt dazu aus: Die Erfahrung Älterer und den digitalen Vorsprung der Jüngeren muss man miteinander verbinden zu einer gegenseitigen Befruchtung. Es werden Veränderungen in

den Produkten entstehen, Abhängigkeit von den Systemen, aber auch schnellere, phantasiereichere Möglichkeiten.

Herr Steltzner gibt ein Beispiel aus seinem eigenen familiären Umfeld aus dem Bereich eines Dentallabors. Er erklärt, dass sich durch den 3D-Druck Schwierigkeiten oder neue Entwicklungen in dem Unternehmen seines Bruders ergeben. Sein Bruder stellt die Frage, ob das für sein Unternehmen noch tragbar ist und wie er dieses Unternehmen weiterführen kann. Das gibt es nicht nur dort, sondern das gibt es überall im Handwerk.

Ja, sagt Herr Otto, aber gerade auch 3D-Druck hilft dem Kunden, weil er sich hierdurch zum Beispiel das Produkt besser vorstellen kann.

Herr Steltzner fragt: Kleine Handwerksunternehmen haben die Digitalisierung noch nicht zur Kenntnis genommen. Muss es hier nicht eine höhere Geschwindigkeit geben?

Herr Bombis meint dazu: Das wandelt sich langsam. Der kleine Handwerker ist auch durch die Tagesprobleme nur schwer in der Lage, sich mit der Digitalisierung und mit den Zukunftsproblemen auseinanderzusetzen. Aber er glaubt, dass sich gerade im Handwerk gute Chancen in der Zukunft ergeben. Hierzu seien aber Rahmenbedingungen wichtig.

Herr Steltzner hakt nach: Nur die Hälfte der KMU haben eine Website. Muss es nicht schneller gehen?

Herr Dr. Grün sagt: Ja, die Geschwindigkeit ist zu gering. Der Umfang der notwendigen Digitalisierung wird von den kleinen und mittleren Unternehmen nicht richtig verstanden. Die Geschäftsmodelle müssen sich ändern. Das ist wichtig. Er nennt das Beispiel Airbnb im Hotelgeschäft. Viele Geschäfte wandern in Plattformen. Das muss früh erkannt werden. Branchen müssen sich entsprechend transformieren. Vielleicht muss auch das Handwerk umgedacht werden.

Herr Bombis meint dazu, er stimme zu, müsse aber das Thema relativieren. Noch seien Menschen erforderlich, um Techniken zu implementieren und zu warten und Serviceleistungen zu



erbringen. Aber man müsse die Entwicklungen im Blick behalten.

Herr Steltzner glaubt, dass es schneller gehen muss. Wie sehen Sie es, fragt er Professor Esser.

Das Tempo, sagt Herr Professor Esser, muss erhöht werden. Aber nicht alle Branchen werden sich gleich schnell entwickeln. Politisch darf man keine Ängste schüren, sondern man muss es differenziert sehen. Die Betriebe dürfen auch nicht überfordert werden, sondern wir brauchen über die Organisationen des Handwerks eine Entwicklungsstrategie in differenzierter Form.

Herr Steltzner fragt: Kann der Geschäftsführer diese Entwicklung delegieren?

Herr Esser nimmt Stellung: Ich muss den Geschäftsführer erst einmal mitnehmen.

Auf die Frage von Herrn Steltzner, wie man das machen kann, meint Herr Otto: Ich komme zurück auf den Roboter. Es ängstigt mich, dass wir hierdurch fremdbestimmt werden und die handwerkliche Schöpfung fehlt. Ich hoffe, dass das nicht völlig verlorengeht.

Hier nennt er das Beispiel all derjenigen, die etwas älter sind und den Bundeswehreinschnitt an den Haaren noch kennen. Herr Bombis fürchtet, dass bei ihm ein differenzierterer Haarschnitt nicht mehr möglich ist.

(Heiterkeit)

Herr Dr. Grün wendet ein, Pointierung sei hier erforderlich, um das Handwerk aufzurütteln und das Geschäftsmodell zu überdenken, ohne gleich alles über Bord zu schmeißen.

Herr Steltzner meint, wie man Mitarbeiter motiviere, verfolge ihn weiter, und fragt Herrn Professor Esser: Wie geht man da vor?

Professor Esser antwortet: Ich kann dazu keine generelle Antwort geben. Aber den Menschen müssen die Veränderungen aus dem Vorhandenen heraus nähergebracht werden. Hierfür muss eine Begeisterung entwickelt werden. An repräsentativen Orten können Entwicklungen gezeigt werden, wodurch Handwerker begeistert werden können. Außerdem müssen Entwicklungen in Berufsbildern sozusagen schleichend eingearbeitet werden. Das schlägt sich dann später in den Betrieben nieder.

Herr Steltzner stellt die Frage: Wie ändert sich der Kunde? Der Kunde stellt zum Beispiel Preisvergleiche im Internet an. Wie muss mit den Verbrauchern umgegangen werden?

Als Beispiel nennt Herr Otto die Gebäudedatenmodellierung. Das gibt es schon für Großprojekte, und große Betriebe arbeiten damit. Kleine Betriebe sind noch nicht so weit, müssen sich aber auch in diese Richtung entwickeln. Kommunikation mit dem Kunden im Netz kommt mehr und mehr. Es ist die Frage, ob das unsere favorisierte Vorgehensweise sein sollte.

Herr Steltzner stellt fest: Vermutlich muss sich das Handwerk auf Geschäfte in Echtzeit einstellen. Sind Politik und Gesellschaft auf solche Entwicklungen eingestellt?

Herr Bombis meint dazu: Die Entwicklungsgeschwindigkeit wird in Betrieben und auch in der

Politik unterschiedlich sein. Wir müssen uns darauf einstellen, aber wir müssen die Belastung der Betriebe im Blick behalten und ihnen Zeit und Gelegenheit geben, sich darauf einzustellen.

Dr. Grün äußert: Datenmengen werden rasant größer. Aber daraus lassen sich natürlich auch Entscheidungen ableiten. So etwas könnte man natürlich auch im Handwerk nutzen. In Zukunft wird nicht nur das Handy vernetzt sein, sondern auch Uhren – solche gibt es ja schon –, Kugelschreiber und andere Produkte werden vernetzt sein. Daraus ergeben sich immer weitere Entscheidungs- und Entwicklungsmöglichkeiten. Auch Veränderungen von Geschäftsmodellen werden hierdurch schneller möglich. Es gibt also Nutzen aus Daten. Man muss sich dafür nur öffnen.

Professor Esser erklärt dazu: Es reicht nicht, sich nur zu öffnen. Wir müssen es auch können. Das ist eine Frage des Bildungsstandards, den wir im Datenbereich nicht haben. Hier gibt es in den Schulen kein Grundlagenwissen. Da sollten wir in NRW Vorreiter werden.

Herr Steltzner fragt: Wäre das nichts für die Enquete-Kommission? – Herr Bombis antwortet darauf: Wir kümmern uns um Bildungsfragen und Qualifikation. Herr Professor Esser stellt fest: IT-Mindestqualifikationen könnte das Handwerk allein ohne die Politik machen.

Das war letztlich einer der beiden Big Points, die wir heute festgemacht haben.

Dann bezog Herr Steltzner das Auditorium mit ein. Da ich an dieser Stelle ins Konzentrationskoma gefallen bin, habe ich das nicht mehr für Sie aufgeschrieben. Ich denke, es ist jetzt Zeit, an dieser Stelle zum Schluss dieses Teils der Veranstaltung zu kommen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Ich wünsche Ihnen im Foyer noch gute Gespräche – vielleicht bei einem Gläschen Wein. Anschließend gibt es, wie ich weiß, ein sehr gutes Abendessen. – Herzlichen Dank!

(Beifall)

Dreikönigessen

Begrüßung und Einführung

**Andreas Ehlert,
Präsident des Nordrhein-Westfälischen
Handwerkstags**

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Liebe Freunde des nordrhein-westfälischen Handwerks! Ich bin nach der Vorspeise aufgestanden und hier nach vorne gegangen, weil ich ganz genau weiß, wenn ich jetzt nicht rede, gibt es keine Hauptspeise. Deswegen bin ich aufgestanden, und ich sage jetzt ein paar Worte zur Begrüßung.

Viele von Ihnen waren ja heute Nachmittag schon bei unserer spannenden Podiumsdiskussion zu Gast. Ich sehe aber auch einige neue und frische Gesichter. Deswegen heiße ich von dieser Stelle zunächst einmal alle sehr herzlich willkommen beim traditionellen Dreikönigessen des nordrhein-westfälischen Handwerks. Schön, dass so viele Freunde des nordrhein-westfälischen Handwerks heute Abend den Weg zu uns in die WGZ Bank gefunden haben, um mit uns gemeinsam den Abend zu verbringen. Seien Sie mir alle sehr herzlich willkommen!

(Beifall)

Die Sternsinger der Heiligen Familie aus dem Düsseldorfer Norden mit ihrem Diakon Johannes Burgmer haben uns das Herz geöffnet und den Weg gezeigt für die Bewältigung der gewaltigen Herausforderungen, die vor uns stehen. Den wunderbaren Wünschen der Sternsinger kann ich mich nur anschließen und Ihnen allen von Herzen ein gutes, gesundes neues Jahr wünschen, verbunden mit der Hoffnung, dass das neue Jahr 2016 friedfertiger wird und mehr gute Nachrichten bereithält als das nun abgelaufene Jahr.

Das Handwerk ist, wenig überraschend, unter unseren Gästen heute Abend in eindrucksvoller Stärke vertreten. Ich könnte jetzt ganz viele Präsidenten, Vizepräsidenten und Hauptgeschäftsführer begrüßen. Ich mache mir das jedoch ganz einfach und begrüße unseren Ehrenpräsidenten im Zentralverband des Deutschen Handwerks und meinen Kammerpräsidentenkollegen aus Aachen, Dieter Philipp. Damit sind alle Vertreter des Handwerks sehr herzlich begrüßt.

(Beifall)

Ein ganz besonders herzlicher Gruß gilt natürlich unseren Gastgebern, den Repräsentanten der



Die Sternensinger der katholischen Kirchengemeinde „Heilige Familie“, Düsseldorf Stockum, mit Willy Hesse, Armin Laschet MdL, Andreas Ehlert, Hans-Joachim Hering (v. l. n. r.)

WGZ Bank, an ihrer Spitze der Vorsitzende des Aufsichtsrates, Herr Werner Böhnke, sowie der Vorsitzende des Vorstands, Hans-Bernd Wolberg. Vielen Dank, dass wir wieder einmal Ihre Gäste sein dürfen.

(Beifall)

Das mit der Gastfreundschaft ist wunderbar. Wir haben gerade überlegt, es sind annähernd 30 Jahre, dass das Handwerk hier bei der WGZ Bank sein Dreikönigstreffen veranstaltet. Für mich kommt darin zum Ausdruck, wie eng die Genossenschaftsbanken mit dem Mittelstand verbunden sind. Sie sind ein Garant dafür, dass Handwerk und Mittelstand eben nicht zum Spielball anonymen Finanzmärkte werden. Deshalb ist es so wichtig, dass wir unsere Bankenlandschaft in ihrer Vielfalt, in ihrer regionalen Verankerung und in ihrer Mittelstandsorientierung zukunftsfest machen.

Da ich gerade die Bedeutung einer mittelstandsorientierten Finanzmarktkultur angesprochen habe, freue ich mich ganz besonders, dass die Präsidentin der Hauptverwaltung der Deutschen Bundesbank heute Abend unser Gast ist. Seien Sie ganz herzlich willkommen, Frau Müller. Schön, dass Sie da sind.

(Beifall)

Jetzt habe ich gerade die mittelstandsorientierte Finanzmarktkultur angesprochen. Wir haben ja auch noch eine mittelstandsorientierte Finanzwirtschaft, um den Bogen noch weiter zu spannen. Da denke ich insbesondere auch immer an unsere SIGNAL IDUNA. Ich begrüße ganz herzlich deren Aufsichtsratsvorsitzenden Reinhold Schulte sowie deren Vorstandsvorsitzenden Ulrich Leitermann. Sehr schön, dass auch Sie beide heute Abend die Zeit gefunden haben.

(Beifall)

Wir haben heute auch aus sehr vielen anderen Bereichen hochrangige Gäste unter uns. Ich freue mich ganz besonders, dass als Vertreter der Landeshauptstadt Düsseldorf ein großer Freund des Handwerks, nämlich unser Bürgermeister Friedrich Conzen, die Zeit gefunden hat, heute Abend hierher zu kommen.

(Beifall)

Ich weiß, dass der eine oder andere von der Presse anwesend ist, aber mit der Begrüßung habe ich extra so lange gewartet, bis zwischenzeitlich auch Uli Reitz eingetroffen ist, der nicht nur der Chefredakteur des „Focus“ ist und immer sehr provokant Diskussionen in Gang bringt und am Leben erhält, sondern der zuerst einmal vor allem ein großer Freund des Mittelstands und des Handwerks ist. Deshalb möchte ich ihn an dieser Stelle auch namentlich begrüßen.

(Beifall)

Ganz besonders freue ich mich, dass sehr viele Abgeordnete des nordrhein-westfälischen Landtags aus den unterschiedlichen Fraktionen zu Gast sind und uns die Ehre erweisen. Ich nenne jetzt bewusst keine Namen, weil ich sonst vermutlich die korrekte Reihenfolge nicht beachten und zu viele Fehler machen würde. Seien Sie alle herzlich willkommen! Danke, dass Sie gekommen sind!

(Beifall)

Meine Damen und Herren, wir haben heute Nachmittag richtig hart gearbeitet. Wir haben viel über „Digitalisierung“ als Megathema für das Handwerk gelernt. Ich möchte mich bei allen Podiumsteilnehmern noch einmal ganz herzlich bedanken. Nicht mehr alle hatten die Zeit, auch heute Abend dabeizubleiben. Ich sehe aber Professor Esser vom Bundesinstitut für Berufsbildung und Rüdiger Otto, meinen Handwerkskollegen, den Präsidenten der Baugewerblichen Verbände aus Düsseldorf und Vizepräsidenten des Zentralverbandes des Deutschen Baugewerbes. Beide haben Sie intensiv diskutiert mit Dr. Grün, der auch noch da ist. Ralph Bombis musste uns leider heute Abend verlassen. Stattgefunden hat das Ganze unter der souveränen Moderation des Mitherausgebers der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, Holger Steltzner. Das war eine schwierige, aber aus meiner Sicht auch eine sehr fruchtbare Diskussion, die unbedingt notwendig war und einmal geführt werden musste. Wir haben viel gelernt und zahlreiche neue Anstöße bekommen. Wir sind, denke ich, auf dem richtigen Weg. Wir behandeln dieses Thema derzeit auch sehr prominent und ausführlich in einer Enquete-Kommission, die der nordrhein-west-

fälische Landtag in ganz großer Einmütigkeit eingesetzt hat. Diese Enquete-Kommission läuft gut, arbeitet substanziell wunderbar zusammen. Dafür möchte ich allen, die mit dieser Enquete-Kommission zu tun haben, noch einmal „Danke“ sagen.

Natürlich ist das Thema „Digitalisierung“ ein Megathema für das Handwerk. Aber es gibt auch ein anderes Thema, das von zentraler Bedeutung ist und das uns weit über den humanitären Aspekt hinaus seit dem letzten Sommer in Atem hält. Die Zuwanderung von rund einer Million Menschen in den vergangenen Monaten ist sicherlich – zumindest seit der Wiedervereinigung – die größte innenpolitische Herausforderung, die die Bundesrepublik bislang erlebt hat. Der Zuzug hält nach wie vor an. Es ist nicht so, dass am 31. Dezember die Probleme aufgehört und wir jetzt nur noch die Lösungen zu präsentieren hätten.

Spätestens seit den Vorkommnissen der Silvesternacht in Köln und den Geschehnissen um Recklinghausen ist die Diskussion sehr emotional, sehr schwierig geworden. Wir alle haben gemerkt, wie sensibel das Thema ist. Wer die sich daraus ergebenden Probleme und Aufgaben ignoriert, der spielt letztendlich nur denen in die Hände, die eine fremdenfeindliche Stimmung erzeugen wollen. Wir müssen aufpassen, dass wir diese Diskussion offen und ehrlich führen, dabei die Probleme klar benennen und dann gemeinsam unserer Erwartung entsprechenden Ausdruck verleihen, dass dringend Lösungen erarbeitet werden müssen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang Heribert Prantl zitieren, der gerade in dieser Woche in der „Süddeutschen Zeitung“ formuliert hat:

„Der deutsche Rechtsstaat muss in der Lage sein, das Strafrecht, das Asylrecht und das Ausländerrecht samt Abweisung, Ausweisung und Abschiebung so zu handhaben, dass Menschen, die Schutz brauchen, ihn erhalten; dass ihn diejenigen, die ihn nicht brauchen, nicht erhalten; und dass er denjenigen, die ihn missbraucht haben, entzogen wird.“

Ich meine, das trifft es auf den Punkt.

(Beifall)

Wir haben uns im Vorstand des nordrhein-westfälischen Handwerks heute Mittag sehr intensiv und lange mit diesem Thema beschäftigt. Wir haben letztendlich nach streitiger, befruchtender und intensiver Diskussion in großer Geschlossenheit ein Positionspapier verabschiedet. Es ist insofern ein „lebendiges“ Papier, als dass es sich in Anbetracht der Gegenwart und der näheren Zukunft wird beständig weiterentwickeln müssen.

Wir glauben aber zu wissen, wie diese Menschen, die in unserem Land um Hilfe gebeten haben und die diese Hilfe auch erhalten sollen, in Ausbildung und in den Arbeitsmarkt integriert werden könnten. Wir brauchen allerdings dafür von der Politik bessere Rahmenbedingungen. Vermittlung in Ausbildung, Vermittlung in den Arbeitsmarkt kann letzten Endes nur dann gelingen, wenn es sich um Menschen handelt, denen in diesem Land in der Tat eine sichere Bleibeperspektive eröffnet wird. Denn Ausbildung ist teuer. Und wir werden keine Unternehmer im Handwerk finden, die Menschen ausbilden, deren Bleibeperspektive unsicher ist.

Uns allen muss klar sein: Die allerwenigsten Zuwanderer in unser Land bringen Qualifikationen mit, die auf dem deutschen Arbeitsmarkt direkt einsetzbar sind. Deshalb brauchen wir dringend Sprachkurse, brauchen wir besondere schulische Angebote. Wir brauchen auch Angebote zur Berufsorientierung, zur Berufsvorbereitung. Maßgeblich „das Land“ ist hier primär in der Pflicht.

Wir haben im Handwerk aus eigener Initiative viele Modellprojekte auf den Weg gebracht: in Dortmund, in Duisburg. Ich sehe Lothar Hellmann, den Kreishandwerksmeister und Präsidenten der elektrotechnischen Verbände. Berthold Schröder, mein Präsidentenkollege aus Dortmund, und Lothar Hellmann könnten viel besser beschreiben, was die Ideen dieser Pilotprojekte waren und welche Ergebnisse sie hatten. Das Besondere ist, dass das Handwerk mit seinen Bildungszentren und mit seinen Betrieben maßgeschneiderte Integrationsprogramme aus einer Hand anbieten kann – von der grundlegenden Sprachvermittlung über die Kompetenzfeststellung bis hin zur Anerkennung von Abschlüssen, die die zu uns Kommenden an anderer Stelle erworben haben, sowie von beruflichen Qualifi-

kationen bis hin zur Vermittlung in Praktika, in Ausbildung und am Ende auch in Beschäftigung.

Nur leider passen solche ganzheitlichen Ansätze nicht in die Förderlogik von Bund und Land, weil sie über Standardangebote wie „assistierte Ausbildung“ oder „berufsbezogene Deutschkurse“ hinausgehen. Ich kann nur sagen: So wird das nicht funktionieren! Das wird man ändern müssen. Wir müssen ehrlich und offen über diese Punkte diskutieren.

Meine Botschaft heute Abend soll nur sein: Das Handwerk „kann“ Integration. Wir haben sehr viel Erfahrung mit diesem Thema schon seit Anfang der 1970er-Jahre, als es die großen Programme gab – „Riemer 1“, „Riemer 2“ –, als viele Menschen aus anderen Ländern in unserem Land mithilfe des Handwerks integriert wurden. Wir können Integration, wir wollen Integration, und wir werden unseren Anteil an der Verantwortung auch wahrnehmen, damit wir diese große gesellschaftliche Herausforderung letztendlich auch meistern.

(Beifall)

Auch deshalb bin ich sehr froh darüber, dass wir heute Abend einen Festredner begrüßen dürfen, der wie kaum ein anderer Politiker mit dem Thema „Integration“ verbunden ist. Ich freue mich sehr, dass der Vorsitzende der CDU Nordrhein-Westfalen, der Vorsitzende der CDU-Landtagsfraktion und der stellvertretende Bundesvorsitzende seiner Partei, heute Abend bei uns ist. Begrüßen Sie mit mir gemeinsam Armin Laschet!

(Beifall)

In den Jahren als Integrationsminister in Nordrhein-Westfalen hat Armin Laschet weit über seine eigene Partei hinaus die politische Debatte über Zuwanderung und Integration dominiert. Seine Amtszeit in Nordrhein-Westfalen hat Maßstäbe gesetzt. Nicht umsonst hört man in diesen Tagen Forderungen, in Berlin sollte man an ein Integrationsministerium denken, das alle dazugehörigen Fragen bündelt.

Auch in seinen Ämtern als Partei- und Fraktionsvorsitzender der CDU in Nordrhein-Westfalen bestimmt Armin Laschet die programmatische Debatte. Der Kurs der CDU in Berlin trägt seine Handschrift. Armin Laschet hat etwas zu sagen, und er findet über Parteigrenzen hinweg Gehör. Er gehört zu denen, die in der Integrationsdebatte die Autorität, die Besonnenheit und das Fingerspitzengefühl mitbringen, die Punkte zu benennen, die wir brauchen, damit wir über die Grenzen der Parteien hinweg einen gesellschaftlichen Konsens in der Integrationsdebatte finden und genau die Dinge anpacken, die uns letztendlich in der Sache weiterbringen.

Deswegen dürfen wir alle auf seine Ansprache sehr gespannt sein. Ich bin sehr dankbar, dass er heute Abend zum wiederholten Mal innerhalb der letzten Monate den Weg zum Handwerk gefunden hat. Wir freuen uns gleich auf seine Ansprache.

Zunächst einmal freue ich mich aber auf das Grußwort unseres Gastgebers. Lieber Herr Wolberg, noch einmal vielen Dank, dass wir heute Abend in der WGZ Bank zu Gast sein dürfen. Ich übergebe Ihnen das Wort. – Vielen Dank!

(Beifall)

Grußwort

**Hans-Bernd Wolberg,
Vorstandsvorsitzender der WGZ BANK AG
Westdeutsche Genossenschafts-Zentralbank**

Vielen herzlichen Dank für die freundliche Einführung, Herr Präsident Ehlert! Sehr geehrter Herr Laschet! Sehr geehrte Ehrengäste! Verehrte Gäste! Meine Damen und Herren! Im Namen des gesamten Vorstandes der WGZ Bank, aber auch im Namen unseres Aufsichtsratsvorsitzenden Werner Böhnke möchte ich Sie sehr herzlich in unserem Hause begrüßen.

Das Dreikönigstreffen des NWHT in der WGZ Bank hat eine lange Tradition. Sie sind schon darauf eingegangen. Ich weiß nicht, wie viele Veranstaltungen Sie begleitet haben – sicherlich auch recht viele, Herr Ehlert –, ich müsste etwa auf zwanzig von den knapp dreißig kommen. Das ist schon allerhand.

Diese lange Tradition pflegen wir sehr gerne. Sie steht, wie Sie es auch gesagt haben, beispielhaft für die enge Verbindung zwischen Handwerk und genossenschaftlicher Finanzgruppe. So sollten wir sie weiter pflegen.

Ich weiß den Auftritt der Sternsinger zu würdigen und freue mich jedes Jahr aufs Neue, wieder in einem von Gott gesegneten Haus arbeiten zu dürfen. Auch das sollten Sie unbedingt so weiterführen.

Ich hoffe, meine Damen und Herren, Sie sind alle gut ins neue Jahr gestartet und blicken – allen absehbaren Herausforderungen zum Trotz – mit Zuversicht auf den weiteren Jahresverlauf. Geopolitisch steht uns ohne Zweifel ein weiteres turbulentes Jahr ins Haus. Der Bogen ist weit gespannt. Er reicht von zunehmenden, sich weiter verschärfenden Konflikten in der arabischen Welt über die ungelöste Flüchtlingskrise, die die Uneinigkeit der Europäischen Union ein weiteres Mal schmerzhaft vor Augen führt, Sorgen vor einem Brexit, dem Ausstieg Großbritanniens aus der EU, bis hin zu den US-Präsidentenwahlen im Herbst. Mal sehen, was uns da beschert wird.

Die Unversöhnlichkeit vielfältiger konträrer Interessen im Nahen und Mittleren Osten lassen



eine umfassende Friedenslösung nahezu aussichtslos erscheinen. Zu Jahresbeginn erreicht die Lage mit der noch offener zutage getretenen Feindseligkeit zwischen Saudi-Arabien und dem Iran eine neue Eskalationsstufe. Ohne eine Eindämmung dieser Konfliktherde in der dortigen Region wird jedoch eine nachhaltige Lösung der Flüchtlingsproblematik in Europa nicht möglich sein.

Durch einen spürbar nachlassenden Gemeinsinn in der EU und einen tendenziell wieder wachsenden Nationalismus wird eine Lösung dieser Problematik zusätzlich erschwert. Dabei ist es unzweifelhaft, dass sich die großen Zukunftsfragen in Europa nur mit einem Mehr an Miteinander vernünftig lösen lassen.

Europa ist derzeit einem noch vor wenigen Jahren kaum vorstellbaren Stresstest ausgesetzt. Wenn ich diese Vokabel gebrauche, meine Damen und Herren, dann weiß ich, wovon ich rede. Ließen sich die Finanzkrise 2007/2008 und das Drama um den Verbleib Griechenlands in der Eurozone noch mit finanziellen Mitteln bewältigen, was rückblickend geradezu wie ein Kinderspiel anmutet, haben wir es aktuell mit weit darüber hinaus gehenden Herausforderungen zu tun.

Wenn heute unter anderem Fragen diskutiert werden wie: „Gelingt es, die große Zahl von Flüchtlingen und Immigranten einigermaßen zügig und vor allem nachhaltig zu integrieren? Hält unsere Gesellschaft eine länger andauernde Integrationsphase überhaupt aus oder stehen wir vor einer historischen Zerreißprobe? Wie gehen wir mit denen um, die sich einfach nicht integrieren lassen?“, wird deutlich, dass wir auf das, was durch eine sicher gut gemeinte, aber offensichtlich nicht zu Ende gedachte Äußerung unserer Bundeskanzlerin in Gang gesetzt wurde, nicht mehr nur mit dem Einsatz finanzieller Mittel reagieren können.

Es ehrt Sie, Herr Präsident Ehlert, wenn Sie mit Ihrer Organisation bereits ein Positionspapier bereithalten, mit dem Sie Ihren Beitrag zur Bewältigung dieser Krise bzw. Problematik leisten wollen. So kennen wir Sie. Etwas anderes haben wir gar nicht erwartet.

Gestatten Sie mir dennoch an dieser Stelle eine persönliche Anmerkung in Richtung der Politik, die mit der Bewältigung dieser vor dem 5. September 2015 nicht für möglich gehaltenen Aufgabenstellung insgesamt überfordert wirkt.

Mehr oder weniger drastisch wird uns derzeit vor Augen geführt, wohin übertriebener Humanitarismus und Selbstüberschätzung führen können, nämlich in ein Flüchtlings- und Immigrationsdesaster sondergleichen, dessen Ausmaße noch nicht annähernd absehbar sind, was im Übrigen auch im Ausland mit ungläubigem Stauen, respektive mit Unverständnis verfolgt wird.

Und wenn ein der Agitation unverdächtiger langjähriger Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Professor Hans-Jürgen Papier, dieser Tage auf die Frage nach seiner Einschätzung der Lage verlauten lässt, die Flüchtlingskrise offenbar ein eklatantes Politikversagen, spricht das Bände.

Aus heiterem Himmel wurde unser Land einer Belastung ausgesetzt, der es bereits heute nicht gewachsen ist und möglicherweise auch auf Dauer nicht gewachsen sein wird. Erste traumatische Erlebnisse wurden bereits vermittelt, zum Beispiel in der Silvesternacht auf der Kölner Domplatte. Und es steht zu befürchten, meine Damen und Herren, dass weitere folgen.

Mit Schönfärberei kommen wir jedenfalls an dieser Stelle nicht weiter. Ich empfehle Ihnen den Kommentar auf Seite 1 der „FAZ“ von Samstag, den 9. Januar 2016, sofern Sie ihn noch nicht gelesen haben sollten: „Das Menetekel von Köln“. Ich hatte vor, Herrn Steltzner ein Kompliment für seinen Kollegen Berthold Kohler mitzugeben. Das kann ich nun leider in Abwesenheit von Herrn Steltzner nicht machen, aber vielleicht interessiert Sie der Kommentar von Herrn Kohler trotzdem.

Und bitte, liebe Politikerinnen und Politiker auch hier im Raum, werfen Sie denjenigen, die in dieser prekären Situation für unser Land schnellstmöglich eine Korrektur des eingeschlagenen Kurses und dabei überparteilich entschlossenes Handeln anmahnen, nicht mangelnde Solidarität oder Ausländerfeindlichkeit vor. Das wäre etwa so, als wollten Sie eine große Torheit durch eine andere ungeschehen machen.

Zurück ins Grußwort, auch wenn es schwer fällt: Im Gegensatz zur Geopolitik fällt der Jahresausblick für die Konjunktur deutlich optimistischer aus. Die Wirtschaft im Euroraum dürfte auch 2016 ihren moderaten, aber stetigen Erholungskurs fortsetzen. Vor allem der niedrige Eurokurs und die anhaltend niedrigen Rohstoffpreise wirken wie ein künstliches Konjunkturpaket.

Risiken drohen an anderer Stelle. In China setzt sich die Abschwächung der Wachstumsdynamik offenbar fort. Allerdings wird der vielfach befürchtete Wachstumseinbruch auch 2016 wieder ausbleiben. Zwar belastet dieser Effekt die deutsche Wirtschaft vergleichsweise stark, er sollte jedoch durch die weiterhin robuste Binnennachfrage kompensiert werden.

Bei allen geopolitischen Sorgen und einem moderaten Konjunkturoptimismus sollte eines nicht vernachlässigt werden: Ein zentraler, wenn nicht der entscheidende Treiber für die Entwicklung an den Kapitalmärkten dürfte auch in diesem Jahr die Geldpolitik der führenden Notenbanken der Welt bleiben. Im Gegensatz zur US-Notenbank dürfte die EZB vorerst an ihrer Politik des lockeren Geldes festhalten. Des Schuldners Freud, des Gläubigers Leid: Geldschwemme und Minizinsen – man kann es nicht oft genug betonen – richten erheblichen volkswirtschaftlichen Schaden an. Sie verzerren die Vermögenspreise,

leisten Blasenbildungen Vorschub, untergraben eine über Jahrzehnte gewachsene Sparkultur und damit eine wesentliche Säule unserer Altersvorsorge.

Und nur damit eines klar ist, meine Damen und Herren: Der ansehnliche Haushaltsüberschuss, über den sich alle sehr freuen, steht letztlich mit den kargen Zinsen auf Omas Sparbuch – und auf meinem – in engstem Zusammenhang.

Auch den Banken – ich kann und will es nicht verschweigen – machen die niedrigen Zinsen das Leben schwer, neben anderen anspruchsvollen Rahmenbedingungen, etwa dem intensiver werdenden Wettbewerb mit sogenannten Fintechs, kleinen innovativen Unternehmen der IT-Branche, die ihnen Teile ihres angestammten Geschäfts abzugraben versuchen – Sie sehen, meine Damen und Herren, die Digitalisierung macht auch vor den Banken nicht halt –, und, nicht zu vergessen, dem Würgegriff einer aus den Fugen geratenen Regulierung.

Angesichts der großen Herausforderungen für die Finanzdienstleistungsbranche haben WGZ Bank und DZ Bank in Frankfurt beschlossen, sich noch im Laufe dieses Jahres – genauer gesagt: zum 1. August – zu einer vereinigten Zentralbank zusammenzuschließen. Damit führen wir zwei Institute zusammen, die bestens zueinander passen. Beide Institute haben erwiesenermaßen ein erfolgreiches Geschäftsmodell, sind ertragsstark und operieren in komplementären Marktgebieten.

Was uns besonders freut, ist der Umstand, dass mit diesem ersten Schritt in ein übergeordnetes strategisches Zielbild eine bereits vor zehn Jahren in der WGZ Bank ersonnene Idee absehbar Wirklichkeit wird. Beide Häuser sind der festen Überzeugung, dass jetzt der geeignete Augenblick für das Zusammengehen gekommen ist.

Verbunden sind DZ Bank und WGZ Bank bereits heute durch ihre klare strategische Ausrichtung auf die Volksbanken und Raiffeisenbanken sowie eine von Vertrauen geprägte und erfolgreiche Zusammenarbeit auf vielen Gebieten. Diesen langjährigen positiven Erfahrungen tragen wir mit dem Zusammenschluss nun auch strukturell Rechnung. So wollen wir künftig noch wirkungsvoller für unsere Kunden da sein. Im Firmenkundengeschäft werden wir uns zusammen mit den Volksbanken und Raiffeisenbanken besonders auf den Mittelstand konzentrieren. Gemeinsam bleiben Primärinstitute und vereinigte Zentralbank verlässliche Finanzierungspartner der Realwirtschaft gerade auch in Nordrhein-Westfalen.

Die große Bedeutung der hiesigen Wirtschaft und die Nähe der vereinigten Zentralbank zu ihren Kunden findet auch in der Standortfrage deutlichen Ausdruck. Düsseldorf bleibt neben Frankfurt Hauptstandort der vereinigten Zentralbank. Hier wird unter anderem die Betreuung der regionalen Firmenkunden verankert sein.

Sie sehen, meine Damen und Herren, dass wir als vereinigte Zentralbank unbedingt an Bewährtem festhalten wollen. Das findet auch darin seinen Ausdruck, dass Sie „Die Initiativbank“ aus unserer Wortbildmarke im neuen Firmenlogo der DZ Bank wiederfinden werden. Also „all in all“: kein Grund zur Wehmut heute.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, abschließend bleibt mir noch, Ihnen und Ihren Familien ein glückliches, erfolgreiches und vor allem gesundes neues Jahr zu wünschen. Genießen Sie den Abend, einen gewiss sehr interessanten Vortrag von Herrn Laschet, das Menü und die weiteren Gespräche! – Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

(Beifall)

Festansprache

**Armin Laschet MdL,
Staatsminister a. D., Vorsitzender der CDU-
Fraktion im Landtag Nordrhein-Westfalen**

Sehr geehrter Herr Präsident Ehlert! Sehr geehrter Herr Wolberg! Sehr geehrte Herren Kammerpräsidenten, lieber Ehrenpräsident aus Aachen, Dieter Philipp! Liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem Landtag! Meine sehr geehrten Damen und Herren! Zunächst einmal danke ich Andreas Ehlert und dem Hausherrn Hans-Bernd Wolberg für die freundlichen Worte zur Begrüßung.

Ihnen allen wünsche auch ich ein glückliches, gesundes, erfolgreiches neues Jahr 2016.

Ich danke für die Ehre, hier heute die Tischrede halten zu dürfen. Der französische Schriftsteller Pierre Daninos hat einmal gesagt, die Engländer hätten die Tischreden erfunden, um von den Ergebnissen der englischen Küche abzulenken. Aber da wir die Küche der WGZ Bank kennen, wissen wir, dass das heute nicht die Absicht ist.

Dieser Jahreswechsel 2015/2016 ist sicher ein Jahreswechsel besonderer Art. Um den Jahreswechsel herum, um die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr, hält jeder, obwohl es datenmäßig nur ein Wechsel von einem Monat auf den anderen ist, für sich selbst Rückblick. Man trifft die Familie, man erinnert sich an das Jahr 2015, an persönliche Ereignisse, vielleicht traurige oder schöne, erfolgreiche, was so ein Leben halt mit sich bringt, und man tauscht sich darüber aus.

Politisch macht man das gleichermaßen. Wir werden überflutet mit Jahresrückblicken, mit Ausblicken in das nächste Jahr. Ich finde, das ist im menschlichen Leben auch ein wichtiger Punkt, einmal ein paar Tage innezuhalten, Neujahrsempfänge durchzuführen, ein Dreikönigsessen, um innezuhalten und nachzudenken.

Die beiden Wortbeiträge, die wir gerade gehört haben, machten in unterschiedlichen Nuancen dieses Nachdenken sichtbar. Denn über das Thema, das Sie angesprochen haben, Herr Wolberg, wird in jeder Familie, in jedem Betrieb, an jedem Ort, wo sich Menschen begegnen, derzeit diskutiert. Der Deutschlandtrend, der heute veröffent-

licht wurde, sagt, 50 Prozent der Deutschen sind optimistisch und 50 Prozent sind pessimistisch. Wenn das so ist, hat das nichts mit Parteipolitik zu tun, sondern schlicht mit der Frage, wie geht man an dieses Thema heran.

Aber in dem Nachdenken über das Jahr sind mir drei, vier Ereignisse noch im Blick, die wir zum Teil schon wieder vergessen haben und die zum anderen noch sehr aktuell sind. Das letzte Jahr hat begonnen mit Charlie Hebdo. Wir im Rheinland – für die aus Westfalen angereisten Kollegen ist es vielleicht schon etwas anders – sind kilometermäßig näher an Paris als an Berlin. Wir sind nach Westen orientiert. Aber in ganz Deutschland haben die Menschen das, was bei Charlie Hebdo passierte, als Anschlag auf unsere Werte, auf unsere Freiheit empfunden und Solidaritätsbekundungen überall im Land, vom Dortmunder U, das mit „Je suis Charlie“ aufmachte, bis hin zum Aachener Dom oder in Bielefeld der Sparrenburg, haben sichtbar gemacht, wir solidarisieren uns.

Da ahnte man aber noch nicht, dass es noch schlimmer kommen konnte, als Charlie Hebdo war. Denn in einem Straßencafé hätte jeder von uns sitzen können, der einmal ein Wochenende nach Paris fährt. Übrigens kann man auch mal ein Wochenende nach Istanbul fahren; deutsche Touristen haben das jetzt erlebt und einige haben ihr Leben bei dem Terroranschlag gelassen. Die Welt ist unsicherer geworden. An dem Beispiel haben wir das so gespürt wie noch nie.

Vielleicht ist die Welt sogar für uns die letzten zehn Jahre übermäßig heil gewesen. Denn die Welt war immer schon so, wie sie jetzt in Paris und Istanbul zu spüren war. Nur wir lebten in einer Welt, in der uns das Elend, der Terror, der Krieg, die Gewalt nicht erreicht haben. Jetzt erreicht es auch uns. Das war das eine.

Dann hatten wir die Eurokrise. Sie haben das angesprochen. Sie war keine Krise des Euro, sondern eine Folge einer Weltfinanzkrise, die uns 2007 und 2008 nicht durch genossenschaftliche Banken, nicht durch Sparkassen und Volksbanken, sondern durch völlig deregulierte Finanzderivatgeschäfte auf den Weltmärkten, fast wie 1929 an den Abgrund getrieben hätte.



Und Politik hat das bewältigt. Sie hat nicht die Fehler von 1929 gemacht, sondern hat gemeinsam reagiert – in Frankreich, in Deutschland –, abgestimmt, um die Weltwirtschaft vor einer riesigen Rezession zu bewahren. Deutschland ist stärker aus dieser Krise herausgekommen, als es hineingegangen ist. Das ist eine große Leistung der damaligen Großen Koalition, dass man in dieser Zeit mit Kurzarbeitergeld und vielen Mitteln unseres Sozialstaats die Beschäftigten gehalten hat. Als die Krise vorbei war, konnte man wieder auf die Fachkräfte zurückgreifen.

Die Staatsschuldenkrise und dann die Eurokrise sind Folgen dieser Krise. Die Staaten haben sich übermäßig verschuldet. Dass es auch da gelungen ist, Deutschland und Frankreich zusammenzuhalten, was angesichts der globalen Herausforderungen eine ganz wichtige Frage war, und von Griechenland Reformen abzuverlangen und gleichzeitig solidarisch zu sein, war eine Leistung, die heute schon wieder vergessen ist. Die Krise ist übrigens immer noch da; wir reden nur im Moment über andere Themen. Dass das aber gelungen ist, war ein Ergebnis des Jahres 2015.

Dann hatten wir den Ukraine-Konflikt. Über Konflikte, die beruhigt werden, reden wir ja schon kaum mehr. Aber das war eine Folge davon, dass Deutschland und Frankreich eng zusammenstanden. Der französische Präsident und die deutsche Bundeskanzlerin haben als Hauptvermittler zwischen Poroschenko und Putin und nach der Annexion der Krim erreicht, einen bevorstehenden potenziellen neuen Bürgerkrieg mitten in Europa, der ein Krieg zwischen der Ukraine und Russland mit all den potenziellen Folgen auch für uns und unsere Wirtschaft, aber auch für unsere Sicherheitslage gewesen wäre, zu beruhigen, zu Regeln zu führen. Die Bundeskanzlerin hat eine Nacht in Minsk verhandelt mit Ergebnissen, die inzwischen eingelöst werden und den Konflikt befriedet haben. Darüber reden wir nicht mehr. Aber wäre er so weitergegangen, wäre er eskaliert, hätten wir neben den Flüchtlingen aus dem Süden noch mehrere hunderttausend Flüchtlinge aus dem Osten, aus der Ukraine, aus Russland, ebenfalls bei uns – quer durch Polen – in Deutschland.

Danach kam die Flüchtlingskrise. Die hat nicht begonnen mit dem 5. September, sondern wir haben zu Beginn des Jahres hohe Flüchtlingszahlen

gehabt aus dem Balkan, aus den Demokratien des Balkans. Bis Mitte des Jahres kamen 40 Prozent der Flüchtlinge aus Demokratien: Serbien, Mazedonien, Bosnien-Herzegowina. Wir haben dazu gesagt, wir brauchen sichere Herkunftsländer. Man muss in der Systematik Asyl und Einwanderung sauber trennen. Asyl ist nur für Schutzbedürftige. Wer nicht schutzbedürftig ist, der muss zurückkehren. Ein Einwanderungsgesetz würde klarstellen, wen wir denn brauchen. Ein Einwanderungsgesetz richtet sich ausschließlich nach unseren deutschen Interessen. Darin besteht der Unterschied: Einmal helfen wir, und die anderen helfen uns. Dies systematisch zu trennen, war die Aufgabe. Da hat man Klarheit geschaffen. Aus dem Balkan kommen heute nur noch ein bis zwei Prozent der Flüchtlinge, aber nicht mehr 40 Prozent wie bis Juni 2015.

Das Handwerk übrigens, die Wirtschaft – Sie, Herr Wolberg, haben schon am Tisch angekündigt, ich sage ein paar kritische Bemerkungen zur Politik – war auf dem gleichen politischen Mainstream wie die Politik. Der Präsident des Deutschen Handwerks hat sogar mit darum gekämpft, dass man von denen vom Balkan, die gut qualifiziert sind, doch lieber noch ein paar hierbehalten will, weil wir Fachkräftemangel haben. Ein DAX-Unternehmer aus dem Ruhrgebiet hat gesagt: Das, was wir mit den Flüchtlingen erleben, das ist der „German Dream“.

Wir haben bis August/September darüber geredet, dass das ein „Sommermärchen“ sei. Das war schon ein relativ unpassendes Wort, zu einer Flüchtlingskatastrophe zu sagen, das sei ein Sommermärchen. Aber diese Stimmung war die Atmosphäre, das Engagement der deutschen Bevölkerung, der Wirtschaft und der Politik und im übermäßigen Maße der Medien. „Refugees welcome“, war eine Kampagne der „BILD“-Zeitung. Jeder Bundesligaspieler musste mit „Refugees welcome“ seine Spiele absolvieren, weil das die Kampagne war, die medial bis August/September vorgegeben war. Also komme mir keiner mit der Idee, da ist eine verrückte Bundeskanzlerin, die hat sich mal erdacht, sie ruft ein paar Millionen Flüchtlinge hierher, und wir alle haben damit nichts zu tun.

(Beifall)

Alle – Wirtschaft, Handwerk, Sport, Medien – waren in diesem Drive.

Was hat die Bundeskanzlerin gemacht? Sie war am 4. September auf der Feier „70 Jahre CDU“ in Köln. Danach ist sie in ihr Auto gestiegen, und anschließend kam der Anruf des österreichischen Bundeskanzlers, dass nämlich Flüchtlinge von Budapest über die Autobahn auf dem Weg nach Deutschland waren. Zwei Tage vorher hatte sich das ganze Land darüber erregt – zu Recht –, dass 80 Flüchtlinge in einem Kühltransporter auf dieser Autobahn gefunden wurden. Man hat gesagt: Wollen wir jetzt das Risiko eingehen, dass die über die Autobahn laufen und weitere schreckliche Dinge passieren? Das war übrigens die gleiche Bundeskanzlerin, die drei Wochen vorher in einer Fernsehdiskussion dem palästinensischen Mädchen Reem gesagt hatte: Es wird nicht jeder hierbleiben können. Asyl ist nur für Schutzbedürftige.

Wie haben die deutschen Medien und die deutsche Öffentlichkeit reagiert? Was ist das doch für eine eiskalte Frau. Wie kann man so einem kleinen Mädchen versuchen zu erklären, dass nicht jeder hierbleiben wird. Der „Stern“ hatte das Titelbild „Die Eisprinzessin“. Angela Merkel – Frau ohne Herz – sagt dem Mädchen, es kann nicht jeder hierbleiben. Vier Wochen später „SPIEGEL“-Titelbild: „Mutter Teresa“. Die Mutter Teresa, die die ganze Welt einlädt, zu uns zu kommen.

Wir müssen wieder ein Stück zu Rationalität und Sachlichkeit zurückkehren. Sie ist weder Mutter Teresa noch Eisprinzessin, sondern ich behaupte, an diesem Tag hätte jeder deutsche Bundeskanzler – auch Horst Seehofer – entschieden, wir bringen die Menschen geordnet ins Land und lassen sie nicht über die Autobahn laufen.

(Beifall)

Das ist die einzige Entscheidung, die gefällt worden ist.

Was passierte dann? Die Menschen kamen am Münchener Hauptbahnhof an, und die Münchener sind hinmarschiert und haben diese berühmte Willkommenskultur – das Klatschen bei Flüchtlingen, das Applaudieren –, die Begeisterung, dass die Menschen sicher in Deutschland

angekommen waren, als Zivilgesellschaft ausgestrahlt. Das hat nicht die Politik beschlossen.

Seither hat sich die Zahl nicht dramatisch erhöht. Sie ist auf dem gleichen Niveau geblieben. Heute stehen wir vor der Kernfrage: Wie kann das gelingen, wirklich nur Schutzbedürftigen zu helfen, die Zahl drastisch zu reduzieren – denn dieses Land wird nicht jedes Jahr eine Million Flüchtlinge aufnehmen können – und trotzdem denen, die wirklich verfolgt sind, zu helfen? Das ist die Kernaufgabe.

Dafür gibt es zwei Lösungen: Die einen glauben, man könnte in Salzburg an der Grenze das Problem lösen. Die Bundesregierung – die Bundesregierung besteht nicht nur aus der Bundeskanzlerin, sondern aus dem Bundesinnenminister, dem Bundesaußenminister, einer Großen Koalition, drei CSU-Ministern; wir haben eine breite Bundesregierung – sagt, wir brauchen eine internationale Lösung. Das fängt damit an, dass man im Herkunftsland die Bedingungen verbessert, damit man dableiben kann.

Ich habe das Flüchtlingslager Zaatari in Jordanien mit 80.000 Flüchtlingen besucht, fünf Kilometer südlich der syrischen Grenze, mit guten Bedingungen. Aber dass die Bedingungen da gut sind, liegt auch daran, dass das der Mittelstand der Gesellschaft ist; das sind keine armen Leute: Handwerker, die zum Teil Geld hatten in Syrien, die jetzt in den Süden dem Krieg entflohen sind. Man muss Bedingungen schaffen, dass die dableiben, damit, wenn der Krieg zu Ende ist, sie wieder schnell zurück in ihre Heimat können: im Libanon, in Syrien und in der Türkei. In der Türkei sind zweieinhalb Millionen Flüchtlinge.

Was haben wir aber als Europäische Union gemacht? Wir haben die Mittel für den Hohen Flüchtlingskommissar – 28 Dollar pro Monat, also ein Dollar pro Tag – gekürzt auf 13 Dollar. Bildung für Kinder gab es nicht mehr in den Flüchtlingseinrichtungen. Wenn einer nichts mehr hat, keine Perspektive hat und auch noch zu hungern beginnt, dann sagt er sich: Ich gehe auch diesen Weg aufs Meer nach Europa. Ich habe nichts mehr zu verlieren.

Insofern steuert man jetzt um. Drei Milliarden Euro der Europäischen Union werden verwandt, um die Bedingungen zu verbessern. Leider mit

Herrn Erdogan; jemand anders ist nicht da. Das ist Realpolitik, dass man mit demjenigen, der da herrscht, dann auch reden muss. Aber man macht gleichzeitig zur Bedingung, Flüchtlingslager so auszustatten, dass man dableiben kann, plus Bekämpfung des Schleppertums.

Sie wissen, ich bin mit Cem Özdemir befreundet. Er kennt sich sehr gut in der Türkei aus. Er sagt mir: In Ankara können Sie die Büros der Schlepper sehen. Da gehen die Polizeibeamten mit Geldbündel hinaus. Dort werden zwei Milliarden Dollar umgesetzt. Das ist ein riesiger Markt. Wenn Herr Erdogan willens wäre zu helfen, könnte er diese Büros schließen, die Schlepper bekämpfen, verhindern, dass die Menschen überhaupt auf die Boote steigen, und Bedingungen in den Flüchtlingslagern schaffen, dass keiner mehr flüchtet. Darüber wird gerade international verhandelt. Der Weg ist richtig.

Der zweite Schritt ist: europäischer Grenzschutz. Was haben wir denn gemacht? Wir haben die Grenzen in Europa abgeschafft. Der Zoll hatte keine Funktion mehr. Wir haben zig Zollbeamte gehabt. Wenn ich manchen Handwerker höre, ist der Zoll heute zuständig für die Kontrolle des Mindestlohns. Jetzt marschieren Zollbeamte hochbewaffnet in Bäckereien und prüfen, ob denn die Listen zum Mindestlohn richtig geführt sind. So setzen wir den Zoll ein.

(Beifall)

Da kennt jeder in Ihrem Umfeld ein Beispiel. Die griechischen Zollbeamten sollen allein die gesamte Europäische Union schützen, ein Staat von dem wir wissen, dass er in sich schon kaum funktioniert. Also man hat in Europa Grenzen abgeschafft. Um den Kampf geht es jetzt auch: Wollen wir wieder nationale Grenzen haben? Ein Riesenproblem für Binnenmarkt und wirtschaftliche Entwicklung. Angela Merkel kämpft für das Projekt „Schengen“ und „Europa“, wenn sie keine nationalstaatliche Lösung will.

Als man die Grenzen abschaffte, hätte man die Zollbeamten in eine europäische Grenzagentur schicken müssen, eine EU-Grenzpolizei, in die jedes Land seine Leute schickt, und die Griechen nicht allein die Grenzen schützen lassen. Damit beginnt man jetzt – viel zu spät. Das ist jetzt der zweite Schritt.



Also es geht darum, einmal die Türkei in die Pflicht zu nehmen und zum anderen die griechische Außengrenze so zu schützen, dass nicht mehr Flüchtlinge kommen.

Drittens. Europäischer Verteilschlüssel: Es kann nicht sein, dass Deutschland die ganze Last trägt. Nur auch da besteht kein Grund zur Selbstherrlichkeit. Die deutschen Innenminister haben noch bis vor drei, vier und fünf Jahren – auch die, die jetzt große Reden halten, was man alles machen muss – gesagt: Die EU-Kommission soll sich bloß aus der Flüchtlingsfrage heraushalten. Das können wir Nationalstaaten alleine. Nicht, dass die EU noch erfindet, sie hätte eine Zuständigkeit für Flüchtlinge, für Verteilschlüssel. Das ist Sache des Nationalstaats. Der wird das regeln.

Ja, so haben sie geredet, als die Flüchtlinge alle in Lampedusa waren. Da war nämlich keiner bei

uns. Jetzt sind sie bei uns, nun gehen wir zum Gipfel und sagen: Liebe Europäer, wir brauchen europäische Verteilschlüssel. Dass die anderen Länder mal ein paar Tage brauchen, um solch eine Hundertachtzig-Grad-Drehung der deutschen Bundesregierung mitzugehen, und jetzt sagen, ihr habt doch vor drei Jahren gesagt, kein europäischer Verteilschlüssel, jetzt wollt ihr aber einen europäischen Verteilschlüssel, kann man verstehen. Trotzdem ist er richtig. Alle Länder müssen entsprechend ihrer Stärke ihren Beitrag leisten, um eine solche, dem syrischen Bürgerkrieg und dem Irakkrieg, an dem der Westen auch nicht ganz unschuldig war, folgende Krise in einem internationalen Rahmen zu lösen.

Dann brauchen wir in den europäischen Mitgliedsstaaten Standards, dass die Flüchtlinge auch dort bleiben können – in Griechenland, in all den Ländern auf der Balkanroute. Außerdem brauchen wir innenpolitische Gesetze, die alle beschlossen sind, wo klipp und klar ist, wer abgelehnt wird, wer nicht schutzbedürftig ist, muss auch zurückgeführt werden, ein Abschiebemanagement, möglichst ohne die Menschen erst in die Kommune zu überweisen.

Nordrhein-Westfalen verlagert – im Gegensatz zu Bayern – die gesamte Erstaufnahme per Amtshilfe in die Kommunen. Jetzt fragen Sie einmal Ihren Bürgermeister vor Ort, wie der abschiebt. Der holt dann Kinder aus dem Kindergarten. Sobald er das tut, engagiert sich die gesamte Pfarrgemeinde, die Schulgemeinde für dieses eine Kind. Dies dürfe nicht abgeschoben werden. Dann will er abschieben, aber der Dolmetscher ist nicht da. In einem anderen Fall ist einer krank, und dann fehlt einer. Das kann eine Kommune nicht leisten.

Baden-Württemberg, grün regiert mit grünem Ministerpräsidenten, mit Erstaufnahmestelle Heidelberg. Erstaufnahmestelle, schnelles Verfahren. Nach einer Woche ist geklärt, ob jemand schutzbedürftig ist oder nicht. Ist er nicht schutzbedürftig, wird er zurückgeschickt, ohne dass er in die Kommune überwiesen wird. Das ist eine logische Folge, wie man es machen könnte.

Das ist im rot-grünen Nordrhein-Westfalen aus bekannten Gründen nicht möglich. Aber das würde klären, wer schutzbedürftig ist und wer nicht. Derjenige, der dann schutzbedürftig ist,

muss schnell Deutsch lernen, der muss eine Garantie haben, dass man einen Ausbildungsplatz auch danach in eine Stelle münden lassen kann. Ein Handwerker bildet ja gerne auch Leute aus, die er danach behalten kann und die nicht nach drei Jahren Ausbildung das Land verlassen müssen. Das ist das, was Herr Wollseifer anmahnt. Das ist auch eines der großen Themen, die für die Wirtschaft wichtig sind.

Das war jetzt erst die Vorbemerkung.

(Heiterkeit)

Sie merken daran, es ist wirklich die Zeit gekommen – wenn es emotional wird, umso mehr –, sauber zu differenzieren, wie man welches Ziel am besten erreicht.

Unterstellen wir einmal, wir würden morgen die Obergrenze von Herrn Seehofer – 200.000 – beschließen, unabhängig von der Frage, was wir mit dem 200.001. machen, der verfolgt ist; lassen wir das einmal dahingestellt: Wenn wir sie morgen beschließen würden, hätte das an dem Problem des Kölner Hauptbahnhofs am Silvesterabend nichts geändert, null Komma null. Denn auch unter 200.000 können 50 oder 100 sein, die solche kriminellen Taten begehen. Deshalb war das, was uns heute im Landtag beschäftigt hat, nicht eine Frage der Flüchtlingspolitik, sondern eine der inneren Sicherheit. Glaubt ernsthaft irgendjemand in diesem Saal, dass die bayerische Polizei länger als eine Stunde am Münchener Hauptbahnhof ein solches Theater zugelassen hätte, wie wir es in Köln am Silvesterabend erlebt haben? Das passiert woanders in dieser Form nicht. Das ist Organisationsversagen. Das ist mangelnder Wille, Recht durchzusetzen. Das ist am nächsten Tag Schönrederei.

Wir wissen heute, dass bereits in der Nacht – das ist heute bekannt geworden – vom Silvestertag auf den Neujahrstag der Innenminister einen Bericht bekommen hat, wie das Ausmaß ist, dass massenpanikhafte Situationen drohten und dass sexuelle Übergriffe gegen Frauen stattgefunden haben. Das ist seit Neujahr bekannt gewesen. Es hat niemand die Schönrederei in Köln durch den Polizeipräsidenten – es war eine friedliche Silvesternacht, etwas ausgelassen, aber friedlich; so lautete ja die erste Pressemeldung –, es hat niemand am Neujahrstag, am 2. Januar, am 3.

Januar die Dinge richtiggestellt. Erst die Medien haben am 4. Januar erstmals berichtet, was sich da wirklich zugetragen hat.

So geht Vertrauen verloren, wenn die Menschen den Eindruck haben, da wird etwas geheim gehalten, da wird die Tätergruppe geheim gehalten. Die Politik sagt uns nicht die Wahrheit. Dann beginnen die Menschen Vertrauen in staatliche Institutionen zu verlieren. Deshalb ist das die zweite Seite: Rechtsstaat muss man durchsetzen.

Wir haben jetzt in Mainz in der Bundesvorstandsklausur beschlossen, dass nicht erst ab drei Jahre Haft ohne Bewährung – Sie müssen sich vorstellen, wie schwer man kriminell sein muss; drei Jahre ohne Bewährung ist ein sehr hohes Level –, sondern auch bei Bewährungsstrafen und bei Serientätern, die sechzigmal straffällig werden, eine sofortige Rückführung erfolgen muss. Das ist die andere Seite der gleichen Medaille.

(Beifall)

Trotzdem ist die Frage, wie diese Integration gelingen kann. Das Handwerk hat viele Papiere, große Aktivitäten. Überall vor Ort in den Kammern merkt man, dass man sich mit diesem Thema beschäftigt und dass man eine Menge Expertise vorzuweisen hat, wie die Integration gelingen kann.

Wir haben ja unterschiedliche Gruppen. Die Täter in Köln waren übrigens vorwiegend Leute, die seit zwei, drei Jahren im Land sind. Es waren auch ein paar Flüchtlinge dabei. Es waren Marokkaner, Tunesier und Algerier. Das sind eigentlich alles nicht unmittelbar Verfolgte.

Zu den Syrern: Ich habe Ihnen eben gesagt, dass ich in Zaatari in Jordanien war. Wir saßen in Amman mit der Botschafterin zusammen. Die Botschafterin sagte: Die Möbel, die Sie hier sehen, die Lampen, die Schränke – alles das, was Sie hier sehen –, die Tische, sind alle von Syrern. Die Jordanier haben nicht diese handwerklichen Fähigkeiten. Syrien ist in der gesamten Region bekannt dafür, dass es dort besondere handwerkliche Begabungen gibt. Die Syrer beliefern quasi den ganzen arabischen Raum.

Die Arbeitsagenturen melden mir, viele der Syrer wollen gar keine akademische Ausbildung,

sondern sind eher an einer handwerklichen Tätigkeit interessiert. Wir wissen es noch nicht bei allen. Darunter wird es auch völlig Unqualifizierte geben, aber die Chance, dass duale Ausbildung eine Antwort sein kann, wie man denn Integration zum Erfolg bringt, ist etwas, was wir in diesen Tagen spüren.

Ich habe übrigens Frau Löhrmann gesagt, das Schulschließen, insbesondere das Hauptschulschließen, kann man mal für ein paar Monate bis Jahre einstellen. Vielleicht ist gerade in einer solchen Phase eine gut funktionierende Hauptschule mit einer engen Nähe zur dualen Ausbildung und zu einem handwerklichen Weg, der bessere Weg als jeden mit dem Ziel auszubilden, möglichst viele Akademiker zu produzieren, wie uns die OECD das ja immer vorgibt. Vielleicht ist das der bessere Weg.

(Beifall)

Behutsamkeit in diesem Feld und duale Ausbildung stärken. Ich weiß, wir haben in der Handwerks-Enquete viele Themen, woran es hapert. Bei unserer letzten Begegnung habe ich diesen Gedanken mitgenommen, berufserfahrenen Meistern den Weg, Berufsschullehrer zu werden – das ist, wie Sie wissen, sehr kompliziert –, zu ermöglichen. Dieses Ziel sollte weiter verfolgt werden. Man muss nicht nur eine akademische Studienausbildung haben, um ein guter Berufsschullehrer zu sein.

Ich nenne Ihnen ein Beispiel, wie dieses Land Nordrhein-Westfalen das einmal vorbildlich geschafft hat. Das war mein eigener Vater. Er war Bergmann im Aachener Revier, war nachher Steiger. Dann gab es einen CDU-Kultusminister namens Paul Mikat. Paul Mikat hat gesagt: Wir haben Lehrermangel. Wir holen berufserfahrene Menschen, ermöglichen denen ein verkürztes Studium, um in den Lehrerberuf überwechseln zu können. Mein Vater hat dann nachts unter Tage gearbeitet – 1968/69 –, hat ein Lehrerstudium absolviert und war nachher Rektor einer Grundschule. Er hat auf diesem Weg sein Berufsleben verändert.

Diese Idee müssen wir jetzt auf die Berufsschulen übertragen. Wenn es in technischen Fächern viele gibt, die zwar Ingenieurwissenschaften studieren, dann aber eine ganz andere Karriere machen

und nicht Berufsschullehrer werden wollen, dann müssen wir qualifizierten Handwerkern, Meistern ermöglichen, in einer neuen Form diesen Quereinstieg zu schaffen. Das stabilisiert unser duales System und ist eine Möglichkeit, dieses in der ganzen Welt kopierte System auch bei uns umzusetzen.

(Beifall)

Dann werden wir, wenn die Flüchtlingsintegration gelingen soll, Abstand nehmen müssen von vielen Weisheiten der letzten Jahre. Eine dieser Weisheiten lautet: Unser politisches Ziel ist Flächenverbrauch null. „Flächenverbrauch null“ in Nordrhein-Westfalen ist der Grundgedanke des Landesentwicklungsplans. Das heißt im Sauerland: Wenn ein Betrieb da ist, der sich erweitern will – viele neue Arbeitsplätze entstehen derzeit gerade im Sauerland, in Ostwestfalen und im Münsterland –, dann darf der sich nicht erweitern, weil Flächenverbrauch null gilt. Dem sagt man: Wir hätten aber noch die freie Opelfläche in Bochum.

So kann man aber nicht Wirtschaftspolitik machen. Der Betrieb wird sich entweder gar nicht erweitern, oder er wird, wenn er sich erweitern muss, sich fragen, wo er freie Flächen findet. Die liegen dann meistens im Süden Deutschlands. Die Gewerbesteuer wandert ab, die Steuerkraft wandert ab. Am Ende wundern wir uns, dass Nordrhein-Westfalen Schlusslicht bei der Steuerkraft, bei der Investitionskraft und bei vielen anderen Punkten ist.

Wie wollen Sie denn bei Flächenverbrauch null eine Million Menschen in Deutschland in Wohnungen bringen? Wir werden in den nächsten Jahren bauen müssen: bauen, bauen, bauen. Das Handwerk wird davon übrigens gewaltig profitieren. Übrigens von den 17 bis 18 Milliarden Euro, die Herr Schäuble und die Länder im Moment für die Flüchtlinge ausgeben, profitiert auch die Binnenkonjunktur gewaltig. Das war zwar nicht der Sinn der Sache, aber dieses Geld fließt komplett in Erzieher, Wachdienste, Zelthersteller, Bäckereien, die Menschen mit Essen versorgen müssen, Nahrungsmittel und, wenn sie demnächst in Wohnungen umziehen, in Wohnungseinrichtungen und vieles mehr.

Das wird im Moment verdeckt. Aber dieses Konjunkturprogramm, bei dem es keinen Mitnahmeeffekt im Ausland gibt, wo fast alles ins Inland fließt, ist größer als Abwrackprämie und vieles andere, was wir in den letzten Jahren hatten.

Das ist auch der Grund, weshalb wir solch einen hohen Beschäftigungsstand haben. Rund um manche Flüchtlingsunterkunft sagen mir die Leute: Wir finden kaum mehr Personal für Sozialarbeiter, für Wachdienste und alles, was da derzeit erforderlich ist – Deutschlehrer, Integrationskurse. Das ist alles Beschäftigung, über die wieder in die Steuerkassen eingezahlt wird, weil Menschen aus den sozialen Sicherungssystemen in eine Beschäftigung wechseln. Man muss also diese beiden Seiten sehen. Gebaut wird in den nächsten Jahren gewaltig. Anders wird diese Integrationsaufgabe nicht erfolgreich bewältigt.

Die eher wirtschaftspolitische Frage lautet: Wie können wir denn auf Dauer genug Arbeit in Deutschland erhalten, und wie können wir dieses hohe wirtschaftliche Wachstum, das wir derzeit haben – Nordrhein-Westfalen etwas schwächer als die anderen –, sichern. Ich glaube, dass die Integrationsaufgabe nur gelingen kann, wenn wir dieses Wachstum haben. Stellen Sie sich einmal vor, wir hätten fünf Millionen Arbeitslose wie vor ein paar Jahren. Dann würden wir in Deutschland anders diskutieren.

Wir müssen den hohen Beschäftigungsgrad und die wirtschaftliche Stärke erhalten. Dazu ist meine Feststellung: Wir liegen in all diesen Werten in Nordrhein-Westfalen immer hinten. Nordrhein-Westfalen hat immer weniger als der Schnitt der deutschen Länder. Eine McKinsey-Studie besagt: Hätten wir als Wirtschaftswachstum nur den Durchschnitt der deutschen Länder, dann hätte Nordrhein-Westfalen 3,2 Milliarden Euro mehr Steuereinnahmen. Dann bräuchten wir über Finanzprobleme, über Schulden nicht mehr zu reden. Das ist mehr als wir im Jahr an Krediten aufnehmen. Wir nehmen im Moment zwei Milliarden Euro auf – mit steigender Tendenz. Neun deutsche Länder kommen ohne neue Kredite aus. Minister Schäuble hat einen Jahresüberschuss von zwölf Milliarden Euro. Sie haben gesagt, woran das teilweise liegt, wie er das finanziert, nämlich mit niedrigen Zinsen. Nur die niedrigen Zinsen gibt es in Nordrhein-Westfalen

auch. Trotzdem gelingt es hier nicht, sondern es müssen immer neue Schulden gemacht werden.

Also diese Leistung ist nur zu schaffen, wenn wir die Wirtschafts- und Steuerkraft im Land stärken. Rot-Grün macht aber dauernd Gesetze, die das behindern. Tariftreue- und Vergabegesetz, Klimaschutzplan noch einmal ins Kleinste vorgeschrieben in Nordrhein-Westfalen, Landesentwicklungsplan, der Entwicklung behindert. Dann haben wir die Grunderwerbssteuer. Der höchste Wert in ganz Deutschland. Sie können das querdurch definieren. Dabei machen wir es denen schwer, die Unternehmer sind, die was unternehmen wollen. Die sind mehr mit Bürokratie beschäftigt als mit ihrer eigentlichen Arbeit.

Ich wünsche mir manchmal eine Mentalität in der Landesregierung, bei der morgens ein Beamter ins Ministerium geht und nicht sagt, was könnte ich heute noch regeln, sondern, welche Vorschrift schaffe ich heute einmal ab.

(Beifall)

Wir regeln alles. Warum brauchen wir ein Tariftreue- und Vergabegesetz, wenn wir einen gesetzlichen Mindestlohn in Berlin haben und ein Drittel jetzt schon vor dem Europäischen Gerichtshof gescheitert ist, weil es nicht europarechtskonform ist? Warum machen wir das? Da sitzen Leute, die das erdenken müssen. Dazu brauchen sie mehr Personal in der Landesverwaltung. Dann haben sie im Betrieb Leute, die bei einer Ausschreibung das alles berücksichtigen müssen. Schließlich sitzt in der Kommune einer, der darauf sehen muss, ob er die Ausschreibung korrekt macht. Überall wird Personal beschäftigt, und am Ende erhalten die gleichen den Auftrag, die den auch vorher gehabt hätten. Das ist Bürokratie. Man beschäftigt Leute mit Arbeiten, die völlig überflüssig sind. Das müssen wir reduzieren.

Zwei letzte Bemerkungen, weil wir bald essen und die handwerklichen Künste des Koches und der Köchin genießen wollen: Ich denke, dass wir in zwei Feldern hinter den anderen Ländern liegen. Sie sind der Schlüssel dafür, wie wir vorankommen können. Das ist einmal unsere Infrastruktur.

Wenn 10.000 Brücken nicht mehr befahrbar sind, wenn Sie jeden Morgen 200 km Staus haben, är-

gert uns das persönlich, wenn wir in diesen Staus stehen, aber es belastet auch die Volkswirtschaft, jeden Handwerksbetrieb, der rechnen muss, wie lange dessen Leute auf der Straße unterwegs sind, jedes Unternehmen. Im Sauerland ist das wieder ganz dramatisch, wenn man dort produziert; mir hat einer geschildert, früher brauchte er mit schweren Geräten eine Nacht bis zum Duisburger Hafen – Hilchenbach, SMS Siemag –, heute fahren sie fast sieben oder acht Tage, um eine Brücke zu nutzen, die noch tragfähig ist. Das ist aber eine Frage von Wettbewerbsfähigkeit, ob wir die Güter, die wir produzieren, nicht nur just in time, wie das früher hieß, sondern just in sequence in die Förderkette hinein in einen fließenden Produktionsprozess liefern können. Wenn wir das nicht mehr können, werden die Unternehmen am Ende dahin gehen, wo sie es können. Das betrifft viele Automobilzulieferer.

Unser Problem ist, dass viele starke Unternehmen mit wachsenden Arbeitskräftezahlen sich eher in ländlichen Regionen befinden. Da gibt es eine schlechte Infrastruktur. Es ist für ein Land wie Nordrhein-Westfalen undenkbar, dass man in Leverkusen und in Duisburg nicht mehr über den Rhein fahren kann. Wenn Sie von den Ford-Werken linksrheinisch zu den Bayer-Werken rechtsrheinisch fahren, fahren Sie 40 km Umweg. Das ist ärgerlich, das ist auch ein volkswirtschaftliches Problem.

Ich bin froh, dass der gepanzerte Wagen der Ministerpräsidentin auch über 3,5 Tonnen wiegt. Selbst sie muss, wenn sie dort fahren will, 40 km Umweg fahren. So merkt sie einmal, was die Wirtschaft erlebt.

Zuletzt war der chinesische Staatspräsident in Nordrhein-Westfalen. Er hat eine Zuglinie eröffnet von Duisburg-Hafen nach Chongqing in 16 Tagen. Das ist eine schöne Sache für Exportunternehmen. So muss man nicht über die Weltmeere liefern. Ich habe gesagt: Es ist schön, dass ihr von Duisburg-Hafen nach Chongqing kommt, aber es wäre auch schön, wenn wir in Leverkusen noch über den Rhein kämen. Das wäre mal etwas, womit man beginnen könnte. Wir spinnen immer irgendwelche Dinge, aber die Grundinfrastruktur stimmt in diesem Land nicht mehr.

Das zweite Thema betrifft das Breitband. Horst Seehofer weiß, Bayern hat viele Unternehmen

in ländlichen Räumen und gibt zwei Milliarden Euro aus, um schnelles Internet in ländliche Räume zu bringen. Nordrhein-Westfalen 70 Millionen Euro. Damit kann man einen halben Landkreis ausstatten. Wir stehen aber in zehn Jahren wieder hier beim Dreikönigessen 2026 – Präsident Ehlert und ich in neuer Funktion –

(Heiterkeit)

und sagen, die Bayern sind schon wieder vorne. Die sind vorne, weil sie in die richtigen Maßnahmen investieren. In Infrastruktur jetzt zu investieren betrifft die Frage von Arbeitsplätzen und Wettbewerbsfähigkeit in wenigen Jahren. Ich denke, auch bei uns – Herr Schulte, im Dortmunder IDUNA-Park – gibt es das Gefühl, wir wollen auch einmal die Bayern schlagen. Wir wollen auch einmal vorne sein. Diese Mentalität wollen wir haben. Im Handwerk gibt es die ja. Jeden Tag, wo man hinkommt, eine neue Herausforderung, individuell angefertigt, nie Massenware. Immer individuell bei jedem Produkt denken, das ist Handwerk. Davon kann die Politik viel lernen. Wenn uns das gelingt, dann werden wir wirklich zum Aufsteigerland. Wenn der Flüchtling, der kommt, die Mentalität mitbringt, ich will es schaffen, dann sind Handwerker die Leute, die sagen: Uns interessiert nicht, wo du herkommst. Du musst gut sein. Und du brauchst Eltern, die sagen, dir soll es besser gehen als uns. So wie das bei meinen Eltern und bei meinen Großeltern war. Den Kindern soll es besser gehen als den Eltern. Das war die Mentalität, die Deutschland groß gemacht hat.

Wenn wir das alles hinbekommen, dann kann man auch sagen: Wir schaffen das!

(Beifall)

Wenn wir das nicht hinkriegen, dann werden wir riesige Desintegrationsprobleme in den nächsten Jahren haben. Insofern, glaube ich, dass das in der Tat – das haben Sie richtig beschrieben – die größte Aufgabe nach der Wiedervereinigung ist. Deutschland hat schon vieles geschafft, und ich glaube, wir werden auch das schaffen. – Vielen Dank.

(Langanhaltender Beifall)

Andreas Ehlert:

Armin Laschet, danke für die mutige Positionsbestimmung. Es ist sicherlich nicht einfach, sich so deutlich und profiliert zu äußern.

In einem Punkt jedoch muss ich eine kleine Korrektur anbringen: Es gibt zwar den „Meisterkoch“, aber nicht den „Kochmeister“. Der Koch gehört nicht zum Handwerk. Was wir sehr bedauern.

Lieber Herr Laschet, danke für das, was Sie gesagt haben. In vielem haben Sie uns aus dem Herzen gesprochen. Einen Punkt möchte ich herausgreifen. Ich sehe unseren Polizeipräsidenten aus Düsseldorf, Norbert Wesseler, hier. Ich freue mich ganz besonders, dass Herr Wesseler da ist. Die Polizei ist es nicht, die die Probleme macht. Letztendlich ist es die Politik, die entscheidet, was Polizei vor Ort zu tun hat. Wenn die Din-

ge schief laufen, dann müssen wir aufpassen, wo wir die Schuldigen suchen. Gelegentlich ist es nämlich die Forderung der Politik an die, die vor Ort das umzusetzen haben, was dort zu tun ist. Ich freue mich, dass Herr Wesseler da ist und dass es in Düsseldorf – das sollte man auch einmal sagen – gut funktioniert.

Ich danke Ihnen noch einmal ganz herzlich, lieber Herr Laschet. Ich möchte jetzt nicht weiter sprechen, um das Abendessen nicht noch mehr hinauszuzögern. Ich denke, „das“ ist handwerkliche Kunst!

(Präsident Ehlert überreicht Armin Laschet ein Geschenk.)

Das ist „ein kleines Stück Düsseldorf“. Vielen Dank, Herr Laschet. Danke schön!

(Beifall)



Bisherige Veröffentlichungen „Dialog Handwerk“

- 1.2015 Was passiert, wenn der Zins verschwindet? – Folgen für Mittelstand, Kreditwirtschaft und Altersvorsorge | Vertrauen als Treiber der Finanzpolitik – Perspektiven für Innovation und Mittelstand | Dokumentation des Dreikönigsforums am 15. Januar 2015
- 2.2014 Verleihung des Europäischen Handwerkspreises 2014 an S. Em. Karl Kardinal Lehmann
- 1.2014 Wie kann die Energiewende noch gelingen? Haben wir die Europäische Union überfordert? Perspektiven der europäischen Idee. Dokumentation des Dreikönigsforums am 16. Januar 2014
- 1.2013 Wer regiert uns wirklich: Markt oder Politik? – Der Bürger und sein Staat aus theologischer Sicht. Dokumentation des Dreikönigsforums am 17. Januar 2013
- 2.2012 Verleihung des Europäischen Handwerkspreises 2012 an Bundespräsident a.D. Prof. Dr. Roman Herzog
- 1.2012 Europa neu denken – Hat eine freiheitliche Wirtschaftsordnung Zukunft? Dokumentation des Dreikönigsforums am 12. Januar 2012
- 2.2011 Heinz-Dieter Smeets, Staatsschuldenkrise in Europa: Ist die Finanzierung der Schuldnerländer alternativlos? Oktober 2011
- 1.2011 Mehr als Wirtschaft - Handwerk als Lebensform und Wertekosmos?! Die Erneuerung der Sozialen Marktwirtschaft. Dokumentation des Dreikönigsforums am 13. Januar 2011
- 3.2010 Verleihung des Europäischen Handwerkspreises 2010 an den Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche, Präses Nikolaus Schneider
- 2.2010 Hanns-Eberhard Schleyer, Quintessenz: Zwei Jahrzehnte Interessenvertretung für das deutsche Handwerk im Geflecht von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft
- 1.2010 Handwerk und Mittelstand als Chance. Dokumentation des Dreikönigsforums am 14. Januar 2010
- 1.2009 Prinzip Verantwortung - Was hält unsere Gesellschaft zusammen? Dokumentation des Dreikönigsforums am 8. Januar 2009
- 1.2008 Wandel im Parteiensystem - Was bedeutet dies für die wirtschaftliche Situation von Handwerk und Mittelstand? Dokumentation des Dreikönigsforums am 10. Januar 2008
- 1.2007 Was ist die Mitte unserer Republik? Dokumentation des Dreikönigsforums am 11. Januar 2007
- 2.2006 Nur die Freiheit taugt für morgen! Verleihung des Europäischen Handwerkspreises an Dr. Guido Westerwelle MdB am 23. November 2006 in Köln
- 1.2006 Europa - Quo vadis? Wie kann dem Subsidiaritätsprinzip auf europäischer Ebene Geltung verschafft werden? Dokumentation des Dreikönigsforums am 11. Januar 2006

Nordrhein-Westfälischer Handwerkstag

Georg-Schulhoff-Platz 1

40221 Düsseldorf

Telefon 0211 396848

Telefax 0211 9304966

www.nwht.de

info@nwht.de